Meine

Bestrebungen

und

Schicksale

während meines

Aufenthaltes im K. Zürich.

Von

J. Th. Scherr.

Viertes Heft.

Meine





und

Schicksale

während meines

Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahr 1825 bis 1839.

Von

J. Th. Scherr.

Viertes Heft.

Das Jahr 1839 und seine nächsten Folgen.

St. Gallen,
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1840.

I.

Politische Gestaltungen von 1831—39.

Der gewaltsame und blutige Umsturz verfassungsmäßiger und gesetzlicher Ordnung, wie er im Jahr 1839 im Kanton Zürich Statt gefunden, veranlaßt mich zu einer gedrängten Darstellung der Verhältnisse des Staatswesens und der politischen Parteien.

Die Republik Zürich hatte seit 1831 in allen Richtungen riesenhafte Fortschritte gemacht, was selbst die heftigsten Gegner nicht zu bestreiten wagen, und gerade diese unbestreitbaren Fortschritte waren es, welche die vom Regiment entfernte aristokratisch-städtische Partei am allermeisten schmerzten. Jede neue Frucht dieser schönen politischen Gestaltung war dieser Partei eine brennende Wunde, und besonders denjenigen Männern, die selbst auch den löblichen Ehrgeiz hegten, durch schöpferische Thätigkeit sich auszuzeichnen. Als im Jahr 1831 die neue Verfassung aufgerichtet war, da gaben die Städtischen (so nennen wir die bezeichnete Partei) sich der Hoffnung hin, diese Verfassung werde bald wieder zusammenstürzen; als 1832 auf einmal acht angesehene Mitglieder aus der Regierung austraten, hielten sie dieselbe für gebrochen und unhaltbar; als ein neuer Krieg der Alliirten gegen Frankreich auszubrechen drohte, da erwarteten sie von höhern Mächten eine Rückwirkung auf die Schweiz; als 1834 der kleine Schulsturm im Wehnthal brauste, blickten sie schon einer Erhebung der Landbezirke entgegen: aber alle Gefahren gingen vorüber, alle Hoffnungen verschwanden als

eitle Träume, und immer weiter und kräftiger entwickelten sich die Keime der neuen Verfassung, und mit Bewunderung schauten Einheimische und Fremde auf die großartigen und mannigfaltigen Werke, welche aus derselben hervorgingen. Der Staatshaushalt, den Augen der Bürger offen, war geregelt und geordnet, und zeigte Wohlstand und große Hülfsquellen; eine einzige jährliche Vermögens-, Erwerbs- und Einkommenssteuer reichte aus, um zusammen mit den Zinsen der Staatskapitalien und einigen ältern Regalien und Gebühren die Staatsausgaben zu bestreiten. Im Jahr 1831 betrug die Staatseinnahme 873,639 Fr., die Ausgabe 1,007,984 Fr.; im Jahr 1837 die Einnahme 1,925,848 Fr., die Ausgabe 1,690,483 Fr. Um die Einnahmen auf diesen Grad zu heben, war außer andern schon früher bestandenen Regalien und Gebühren hauptsächlich jene jährliche Vermögenssteuer hinreichend, die nicht mehr als 1 vom 1000 reinen Vermögens, nach eigener Taxation der Bürger, forderte; eine Auflage, die doch wahrlich nicht drückend genannt werden kann, um so weniger, da einige andere Staatseinnahmen, z. B. der Salzaufschlag, sehr herabgesetzt worden waren. Eine wesentliche Erhöhung der Einnahmen und des Staatsvermögens erhielt man aus dem Verkauf der Domänen. Hinsichtlich der vermehrten Ausgaben ist zu bemerken, daß diese fast gänzlich dem Volke selbst zu gute kamen; so z. B. zahlte jetzt der Staat an das Volksschulwesen jährlich bei 132,000 Fr., während er früher fast gar Nichts hiezu beigetragen hatte. Das unmittelbare Staatsvermögen des Kantons belief sich im Jahr 1830 auf 13,198,706 Fr.; im Jahr 1835 war es bereits auf 14,000,072 Fr. angestiegen, und war andauernd im Zunehmen. Doch wir müssen hier auf einzelne Hauptpunkte eintreten.

a) Straßen. Eine unerhörte, ja unglaubliche Versäumniß für einen industriellen Staat hatte hierin bis 1832 angedauert. Nach einem allgemeinen Straßennetze der neuen Regierung waren erforderlich 118 Stunden *), 2950' Straßenlänge im ganzen Kanton, davon 26 St., 1360' Straßen I. Kl., die übrigen II. Kl. Im Jahr 1832 waren hieran bloß 25 St., 15996' angelegt, und diese meistens sehr ungeeignet und mangelhaft; von 1832 bis 1838 wurden nicht nur die alten Straßen ausgebessert, sondern 23 St. und 15736' neu gebaut, worauf allein vom Staate die Summe von 1,692,241 Fr. verwendet wurde. Sodann wurde der Beschluß gefaßt, noch 4,000,000 Fr. auf Vollendung des ganzen Netzes zu verwenden, ohne das Land mit neuen Auflagen zu beschweren.

b) Oeffentliche Gebäude und Anlagen. Der Kantonshospital, ein grandioses Werk, das nicht nur dem Kanton Zürich und der Schweiz, sondern der ganzen Menschheit zur Ehre gereicht; das Postgebäude, das Hochschullokal, die Kantonsschule, das Zuchthaus, das Zeughaus, die Kornhalle, die Münsterbrücke, das Regierungs- und Gerichtslokal, der Salzhausquai, der botanische Garten, Thierarzneischule, Anatomie, der Hafen u. n. A., wozu aus öffentlichen Geldern bis nahe an 2,000,000 Fr. beigetragen wurden; an die 100 neue Schulhäuser auf der Landschaft, die nahe zu 1,000,000 Fr. kosteten, steuerte die Staatskasse ebenfalls über 100,000 Fr.

c) Kirchenwesen und Geistlichkeit. Die meisten Pfarr-

*) Eine Stunde zu 16,000 Fuß.

häuser wurden reparirt, mehrere neugebaut. Die Besoldung der Pfarrer wurde überall in einen fixen Gehalt umgewandelt; in den ersten sechs Dienstjahren erhält Einer neben den Akzedenzien vom Staate 1100 Fr., in den zweiten sechs 1300 Fr., und dann vom 13. Dienstjahre an 1500 Fr. jährlich und dabei immer noch freie Wohnung und Garten und im Alter ansehnliche Gehülfen-Addittamente. Das Staatsbudget von 1837 führt die Summe von 194,128 Fr. für das Kirchenwesen auf. Daß die Geistlichen, was früher nicht der Fall war, nun auch in die gesetzgebende Behörde gewählt werden konnten, daß sie die privilegirten Vorsteher der Volksschulen waren, beweist, daß der Staat den Kirchendienern in jeder Hinsicht eine achtbare Stellung verschaffen wollte.

d) Schulwesen. Reform und Erweiterung der Volksschule, Gründung der Kantonsschule, der Hochschule, des Seminars, der Thierarzneischule. Budget von 1837 232,444 Fr., Staatsbeitrag von 100 Fr. an die Besoldung jedes Primarlehrers und 720 an die eines Sekundarlehrers; Anstellung von mehr als 300 neuen Lehrern u. s. f. Wir verweisen hier auf die verschiedenen Abtheilungen dieser Schrift.

e) Armenwesen. An die ärmern Gemeinden und Bezirke außerordentliche Beiträge, ebenso an die Lehrerbesoldung Lehrmittel, Schulbauten, Kleidung der Armen u. s. f. Treffliche Organisation und Aufsicht in dieser Hinsicht. Die jährliche Ausgabe des Kantonalarmenfonds 26,215 Fr. (1837).

f) Militärwesen. Abschaffung des Wachtkamaschendienstes. Herstellung der Disziplin und einer sehr be-

friedigenden Gewandtheit im Waffendienste, durch die ausgezeichneten Instruktoren Sulzberger und Uebel. Verbesserungen in Montur und Armatur, Erleichterung der Einzelnen.

g) Gewerbswesen. Abschaffung einer Menge von Mißbräuchen und Beschränkungen, allmäliger Uebergang zur Gewerbsfreiheit.

h) Forstwesen. Neues Forstgesetz, um den allgemein drohenden Holzmangel von den kommenden Generationen zu wenden; bessere Aufsicht und Administration.

i) Medizinalwesen. Bessere Organisation des Gesundheitrathes, fortschreitende Gesetze.

k) Rechtspflege. Vollständige neue Organisation: Zunft- und Bezirksgerichte, Kriminalgericht, Obergericht (Kantonalverhöramt, Staatsanwalt, Advokatenordnung). Abschaffung des peinlichen Verfahrens, des Prangers, der Brandmarkung, des Galgens. Humanere Behandlung im Strafverfahren überhaupt. Begnadigungsrecht des Großen Rathes bei Todesurtheilen. Verbot des sogenannten Berichtens bei den Richtern. Strenge Prozeßordnung.

l) Polizei- und Strafanstalten. Gänzliche Beseitigung nächtlicher Unfuge, Befestigung der öffentlichen Sicherheit, Reform und Erweiterung der Zuchtanstalten in verbessernder Richtung.

Diese treffliche Gestaltung und glückliche Entwickelung des neuen allgemeinen Staatswesens durchdrang eben so die einzelnen Bezirke und Gemeinden. Die Bezirksbeamten, früher alles Stadtbürger, waren die angesehensten und einsichtsvollsten Landbürger; die neuen Geschäftsformen machten es nöthig, daß auch zu Gemeindsbeamten die tüch-

tigsten Männer gewählt werden mußten, und so befestigte und vervollkommnete sich der ganze Staatsorganismus immer mehr.

In den Familien stieg der Wohlstand. Eine Reihe gesegneter Jahre erleichterte den Loskauf von Zehnten und Grundzinsen, so daß im Kanton Zürich diese Lasten fast gänzlich abgetragen sind. Die Industrie stieg zu einer Stärke und Ausdehnung, wie man es kaum in einem Lande findet. Prachtvolle, ungeheure Fabrikgebäude erhoben sich in allen Landesgegenden. Der Lyoner Aufstand trieb vortreffliche Seidenarbeiter in den Kanton, die einen neuen Zweig, die Jaquart-Weberei, in denselben verpflanzten. Vor allen Gemeinden aber war es die Stadt Zürich, die sich unter der neuen Ordnung zu einer Bedeutung erhob, welche selbst die höchsten Erwartungen übertraf. Als die Mauern, Schanzen und Wälle, für die sich die Städtischen mit aller Macht wehrten, umgestürzt waren, da erhoben sich ganze Straßen neuer, herrlicher Gebäude, eine beispiellose Betriebsamkeit entwickelte sich in diesem Zentralpunkte des blühenden Staates. Hier im Herzen strömten die reichsten Adern des Handels und der Gewerbe, hier schlugen die Pulse des geistigen Lebens in den erweiterten Kantonallehranstalten, hier spendete der Staat seine größten Opfer zu öffentlichen Bauwerken, und durch ihn wurde die Stadtgemeinde, die einzelnen Einwohner zu Nacheiferung gehoben. Im Sommer 1836 zählte man in der Stadt und den Vorstädten gleichzeitig bei 500 neu begonnene Bauten. Tausende von fremden Werkleuten fanden Beschäftigung und gewährten wiederum den Städtern Verdienst. Hunderte von Marktschiffen liefen in den Hafen, und Dampfschiffe furchten die Wellen des See's. Das neue Theater, das Museum öffnete sich für Kunst und Wissen-

schaft. Zürich stieg in sieben Jahren zu einem Glanz und einer Kraft, wie sie Jahrhunderte kaum erwarten ließen.

Das sittliche Leben im Volke auf der Landschaft schritt offenbar einer Veredlung entgegen. Bis in die fernsten Winkel des Landes verbreitete sich unter den angesehnern Familien der Trieb nach Ausbildung geistiger Anlagen, das Streben nach Kenntnissen. Zweckmäßige Volksbücher wurden von Jahr zu Jahr verbreitet; die Schulfonds der Dorfgemeinden hoben sich von 600,000 bis auf 1,500,000 Fr. An die Stelle roher, muthwilliger Ausgelassenheit traten edlere gesellige Vergnügen. Fast in allen größern Ortschaften bildeten sich Sängervereine, die sich dann in größern Bezirksvereinen zu jährlichen hohen Sängerfesten versammelten. In vielen Dörfern entstanden Lesegesellschaften; gemeinnützige Vereine gründeten Kleinkinderschulen und Ersparnißkassen, Armen- und Waiseninstitute u. s. f. Nur in der Stadt und ihren nächsten Umgebungen schien eine verfeinerte Sinnlichkeit im Steigen, besonders im Winter 18³⁶⁄₃₇ war fast jeder Abend von Vergnügungen: Theater, Bälle, Maskeraden, Konzerte, Mahlzeiten — eingenommen, woran aber die sonst für Sittlichkeit eifernde städtische Partei vollen und freudigen Antheil nahm, wirklich in stärkerm Maße, als die meisten Radikalen.

In den nächsten Umgebungen der Stadt hatte sich eine Menge neuer Gasthöfe, Wirthshäuser und Pintenschenken aufgethan; hier fand sich dann der leichtsinnigere Theil der Städter und Vorstädter zusammen, und an manchen Orten mochten Liederlichkeit und Unsittlichkeit ihre Pfleger und Heger finden. Einige der Radikalen sollen hier mit wenig Scheu den Lüsten gefröhnt haben, viele Städtische deßgleichen mehr im Verborgenen und sonst den Mantel der Heuchelei um-

hängend. Was die Stadt und die nächste Umgebung an Sittlichkeit verlor, das gewannnen die etwas ferner umliegenden Ortschaften, welche nunmehr von den Besuchen und Versuchen städtischer Verführer mehr verschont blieben. So z. B. würde sich keine ordentliche Tochter dieser Dörfer mehr zu Tanzpartien mit lockern Städtern hergegeben haben, was früher allgemein und häufig Statt gefunden.

Das religiöse Leben schien einer nothwendigen Erneuerung im Kirchenwesen zu harren. In vielen Bezirken separirten sich die Neugläubigen und der Pietismus machte gewaltige Fortschritte. Die sehr zahlreiche Klasse der Mittelbildung hingegen wurde weder durch den Kultus noch durch den Inhalt der Predigten befriedigt. Deßwegen besuchten sehr Viele aus dieser Klasse den Gottesdienst nur selten. Manche Kirche stand an Sonntagen fast leer; die Klagen über schwache Prediger wurden immer häufiger, und namentlich forderten wohlmeinende und gebildete Väter, daß auch der kirchliche Jugendunterricht sich der veralteten, herzlosen, mechanischen Form entwinde, und mehr in Uebereinstimmung mit dem gesteigerten Schulunterrichte gebracht werde. Einen wesentlichen Schritt zur Verbesserung bezeichnete Pfarrvikar Häfeli in der Einrichtung eines besondern Jugendgottesdienstes und in einer zweckmäßigen Umgestaltung der Kinderlehre. Unter harten, abstoßenden Urtheilen von Seite einflußreicher Geistlicher verstummte diese Stimme der Zeit. Zwar offenbarte sich auch in der Kirchensynode eine Partei, die zu fortschreitenden Verbesserungen bereit war, aber sie konnte gegen die stagnirende Masse und gegen den blinden Eifer nicht aufkommen: so blieb dann das Kirchenwesen, dessen Unzulänglichkeit sich schon vor 1831 in der Verödung vieler Kirchen zeigte, auch während dieser Periode all-

gemeiner Entwickelung ganz auf dem alten Standpunkte; selbst die vom Erziehungsrathe angeregten Verbesserungen in dem religiösen Jugendunterrichte blieben von vielen Geistlichen unbeachtet, und nur durch besondere Ereignisse ward die Einführung eines neuen, vom Dekan Finsler bearbeiteten Katechismus im Jahr 1839, jedoch ohne eigentliche Verbindlichkeit, angeordnet.

Wie schon bemerkt, $^{11}/_{12}$ der Geistlichen waren Stadtburger; und von diesen die überaus große Mehrheit städtisch gesinnt. Wenn daher die Geistlichkeit im Kirchlichen fest auf dem Alten beharrete, so traf sie mit der sogenannten Aristokratie zusammen, welche im Politischen wenigstens das Alte festzuhalten suchte, und wo dieß nicht möglich gewesen, dasselbe eifrig zurückwünschte. So hatte die städtische Partei ihre wichtigsten Anhaltspunkte auf der Landschaft in der Geistlichkeit, die sich wiederum im Allgemeinen nach der alten Ordnung sehnte, unter der sie zwar weniger verfassungsmäßige Rechte besaß, aber auf dem Wege des schriftlichen und mündlichen Berichtens großen Einfluß auf Räthe und Gerichte übte. Häufig waren es die Pfarrer, welche den Referenten im Administrativen und Richterlichen besondere Mittheilungen zukommen ließen, und diese Meinungsäußerungen waren immer von Einfluß, oft sogar entscheidend. Das gab begreiflich den Pfarrern eine sehr gewichtige Stellung, und ihr Ansehen und ihre Macht auch in weltlichen Dingen mußte in den Gemeinden sehr groß sein. Wie schmerzhaft mochten sie nun fühlen, daß in dieser Hinsicht ihre Einwirkung auf die obersten Behörden sehr gelähmt, fast gänzlich aufgehoben war.

Im Armenwesen hatten sie früher ganz freie Hand in Vertheilung der Kantonalspenden; die Gaben wurden manch-

mal so empfangen, als kämen sie unmittelbar aus den Händen der Frau Pfarrerinn oder des Herrn Pfarrers. Jetzt mußten sie Rechenschaft ablegen, wurden kontrolirt. Sie waren wohl privilegirte Schulvorsteher, aber die Schule und der Lehrer hatten eigene Gesetze und Reglements und letzterer war nicht mehr der persönliche Hausdiener und Handlanger. Zudem wiederhallten die Klagen der städtischen Verwandten und Freunde fast täglich in den Pfarrhäusern. Und wirklich läßt sich nicht läugnen, daß viele altburgerliche Familien große Nachtheile in der neuen politischen Ordnung empfanden, wie sehr auch im Allgemeinen die Stadt gehoben wurde. Man denke nur: Fast alle Oberbeamte der Bezirke waren Städter, als da waren Oberamtleute, Amtleute, Verwalter, Landschreiber u. s. f. Alle höhern Staatsbeamte, mit sehr wenigen Ausnahmen waren Städter, fast alle Pfarrer waren Städter, ebenso die meisten Offiziere und dann ferner die Schar der Weibel, Wächter, Zöllner u. s. f. Wie viele Familien hatten da ihre Genüsse und Bezüge!! Das war nun anders geworden; schon jetzt waren viele der Beamten aus der Zahl der Landbürger, und die Zeit schien zu nahen, daß auch auf Pfarreien der Bauernsohn dem Pfarrerssohn den Rang ablaufe. *)

Die Städtischen waren zur Einsicht gekommen, daß der gebildetere Mittelstand im ganzen Lande zum politischen Be-

*) Doch war die Anzahl der städtischen Staatsdiener noch so ungeheuer groß, wie man sich in einem andern Staate kaum denken kann. Der ganze Kanton zählt etwa 45000 stimmfähige Bürger, die Stadt Zürich nicht mehr als 1146, und von diesen 1146 waren von 18³¹/₃₉ nicht weniger als 312 im besoldeten Staatsdienste und bezogen jährlich 481,050 Fr.; so berichtet ein abgetretener Staatsdiener.

wußtsein und sogar zu einem politischen Ehrgefühle sich erhoben hatte, und damit war für immer der städtische Einfluß bei dieser Klasse verloren. Hingegen schien die alte Ordnung der Dinge noch in besserm Angedenken bei der ungebildeten, für politische Freiheit erstorbenen Masse. Auf diese nun wandten sich die Augen der städtischen Partei und zwar mit desto mehr Hoffnung, als auf diesem Gebiete der hülfreiche Arm der Geistlichkeit mit mehr Kraft arbeiten konnte. Wie nun früher die Führer der Städtischen, dem wahren aristokratischen Prinzip getreu, Beschränkungen in der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit, z. B. Wahlkollegien, Census, das Wort redeten, so drangen sie nunmehr in oligarchischer Hoffnung auf gänzliche Aufhebung aller Beschränkungen, auf eine Repräsentantenwahl nach der Kopfzahl. Die Republikaner blieben ihren Grundsätzen getreu, und nach diesen konnten sie den Antrag auf volle Rechtsgleichheit nicht bestreiten; derselbe wurde darum 1837, zur Zeit der Verfassungsänderung wirklich angenommen und ins Werk gesetzt. Dr. Keller namentlich aber durchschaute den Plan der Städtischen vollständig, darum auch seine ernste Warnung vor „Pöbelherrschaft". Die vollständige Großrathserneuerung erfolgte; aber die Masse, auf welche die Städtischen gerechnet hatten, war politisch zu indolent, sie trug die Last früherer absichtlicher Vernachlässigung zu schwer auf sich, als daß sie die erwünschte Theilnahme an den Wahlen genommen hätte, und diese, nochmal ein Werk des gebildeten Mittelstandes, fielen so aus, daß die Republikaner einer entscheidenden Mehrheit im Großen Rathe sicher waren, und derselbe wählte schon in seiner ersten Sitzung auf die erledigten Stellen in den obern Behörden feste Stützen der republikanischen Partei. Indessen

war es unbestreitbar, daß die Städtischen ihren Einfluß bereits in den zwei größten Landgemeinden, in Stäfa und Wädenswyl, wirksam hervortreten sahen. Dieß ermunterte sie, und bald kamen auch in Richterswyl, Männedorf, Pfäffikon die Früchte ihrer Bestrebungen zum Vorschein. Alle Anlässe zur Verbreitung von Unzufriedenheit, wurden aufs thätigste ausgebeutet. Den Zinsträgern, wenn sie zu den Städtern kamen, gab man Trinkgelder und gute Worte; sprach mit ihnen über die schweren Abgaben der neuen Zeit, über die Strenge des Rechtstriebes, über die zunehmende Sittenlosigkeit und Irreligiosität, und erinnerte sie an die guten alten Zeiten. Den Fabrikherrn gegenüber bedauerte man, arme Kinder den Arbeiten entzogen zu sehen wegen der Schule, und so wurde den Fabrikarbeitern das Schulgesetz als eine Tyrannei geschildert. Wer einen Prozeß verloren hatte, den erbitterte man durch Hinweisung auf die verderblichen Gerichtsformen. Eltern, die wegen verabsäumtem Schulbesuch ihrer Kinder vorgefordert wurden, hörten da und dort ein Bedauern über diese Strenge. Dem Landmann, der Wein zu verkaufen hatte, gab man zu verstehen, daß bei der neuen Ordnung der Dinge das Bierbrauen besonders erleichtert, und der Weinbau herabgedrückt werde. Den Vater, dessen Sohn eine Stelle suchte, wies man auf die „vielen Fremden", welche den Landeskindern das Brod vorm Munde wegnähmen. Die ältern Handwerksleute bestärkte man in ihrem Widerwillen gegen die Gewerbsfreiheit, und wenn man höhere Zinse forderte, gab man die Unternehmungen der Regierung als Ursache hievon an.

Während man so die untern Klassen bearbeitete, suchte man mit großer Sorgfalt und Zuvorkommenheit die Unzu-

friedenen aus dem Mittelstande zur Partei zu ziehen. Solche gab es natürlich auch in jedem Orte: Der Eine war bei einer Beamtenwahl durchgefallen, ein Anderer kam durch den veränderten Straßenzug in Nachtheil, ein Dritter verwünschte die nunmehrige Konkurrenz in einem einträglichen Geschäfte, das er bis jetzt allein geführt, ein Vierter bezog die nöthige Summe zur Betreibung seines Handels aus der Stadt, und war abhängig, ein Fünfter ließ sich durch Schmeichelei und Versprechungen bethören: kurz auch im Mittelstande erlangten die Städtischen einflußreiche Wortführer.

Aber auch in den höchsten Behörden fanden sie Anhaltpunkte. Hirzel's, des anerkannten Schulfreundes, heftige Aeußerungen gegen die Richtung des Schulwesens war eine der günstigsten Demonstrationen für ihre Partei. Dieselbe unterstützte darum seine Ansichten aufs tapferste, und schmeichelte Hirzel, der nahe daran war, ihnen zuzufallen. Hegetschwyler und einige andere Regierungsräthe neigten sich auf ihre Seite. Im Erziehungsrathe hatten sie bereits eine Majorität, und der Kirchenrath stand ihnen zu besten Diensten bereit. Im Obergerichte waren seit Dr. Kellers Austritt die beiden Präsidenten rein städtisch gesinnt, wie noch einige Mitglieder. Neben allen diesen Bestrebungen wurde mündlich und schriftlich so viel Schlechtes, Gemeines, Unsittliches und Lasterhaftes über die Republikaner verbreitet, daß ihr Ruf endlich befleckt werden mußte. Einer der wichtigsten Fortschritte war, daß sich die jüngern städtischen Geistlichen der sogenannten Bürklizeitung bemächtigten, die als allgemeines Volksblatt weitaus die meisten Leser zählte. Von Woche zu Woche streute dieses Blatt den Samen des Mißtrauens aus vollen Händen unter das Volk, wie anderseits eine Korrespondenz der allgemeinen Augsburger Zeitung die

Züricher Zustände mit großer Parteisucht vor aller Welt herabwürdigte. Die beiden Kirchenzeitungen, obgleich verschieden in ihren Richtungen, waren in Hinsicht auf die neue Ordnung gleich feindlich; die ekelhaftesten, absurdesten Verläumdungen aber wurden einstweilen in der Stille auf mündlichem Wege fortgepflanzt.

Den Republikanern blieb diese Thätigkeit ihrer Gegner nicht verborgen, aber der entschiedene Wahlsieg hatte sie ganz sicher gemacht. Das Schwanken und die Uneinigkeit einiger Häupter verhinderte jede zentrale Gegenwirkung. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten war ihnen seit einer Reihe von Jahren so leicht zugefallen, daß sie wähnten, es könne nun einmal im Kanton Zürich nimmer anders gehen. Auf die untersten Volksmassen hatten sie sich nie stützen wollen; sie waren zu stolz und zu edel, um sich mit einem noch so unlautern Elemente zu vermengen, und das Heiligthum des Staatswesens den Launen einer politisch ungebildeten und bewußtlosen Menge anzuvertrauen. Die im Jahr 1832 organisirten politischen Schutzvereine für die Zünfte, Bezirke und den Kanton stiegen nie unter die gebildete Mittelklasse hinab, berührten niemals die niedern Volksschichten. Aber auch diese aus den edlern Kräften gebildeten Vereine wurden gänzlich vernachlässigt, und lösten sich in allgemeiner Unthätigkeit auf. Vergeblich drangen einzelne Männer auf die Gründung eines wohlfeilsten Volksblattes im liberalen Sinne; sie fanden keine Unterstützung. Vergebens warnte man davor, den Gegnern keine schwachen Seiten zu bieten, man setzte sich über diese Warnungen weg. Vergeblich erinnerte man an die Gegenwirkung der Geistlichkeit; Mancher ließ sich von ihnen zum zerstörenden Werkzeug verleiten. So verschwand der Zeitpunkt, in welchem eine kräftige Anregung

der liberalen Elemente, eine neue Stärkung ihrer Kraft alle Bestrebungen der Gegner vereitelt hätte. Viele waren schwach genug, denjenigen Vertrauen zu schenken, die mit der größten Spannung nur einem günstigen Vorgang entgegensahen, um dann mit aller Macht langverhaltenen Hasses hervorzubrechen, um die neue politische Ordnung in ihren Grundfesten zu erschüttern und Alle, die es ernst und aufrichtig mit derselben gemeint, mit einem Stoße nieder zu stürzen.

So standen die Sachen gegen das Ende des Jahres 1838. Acht Jahre hatte die neue politische Ordnung gedauert, und ebenso lange hatten die Republikaner das Uebergewicht in der Staatsleitung. In vielen Hinsichten hatten sie mehr geleistet, als die kühnste Erwartung fordern konnte, manche Hoffnungen blieben auch unbefriedigt. Das Volk hatte in seiner neuern Geschichte keine Beharrlichkeit gelernt. Vier politische Umgestaltungen sah es in 32 Jahren; daher auch bei vielen die Empfänglichkeit für den Wechsel, die Wandelbarkeit in Gesinnungen und im Zutrauen. Leichthin wurde schon 1838 von Verjagung der Regierung gesprochen, absichtlich wurde diese Idee immer mehr im Volke verbreitet. Doch schwerlich wäre dieselbe schon im Jahr 1839 vollständig ausgeführt worden, hätte nicht ein Vorgang, der vor Allem geeignet war, die Masse aufzuregen, dem Unternehmen der Städtischen Bahn gebrochen.

II.

Die Berufung des Dr. Strauß.

Die starre Beharrlichkeit der Kirche bei dem Herkömmlichen und das Zurückbleiben derselben namentlich im Religionsunterrichte und im öffentlichen Kultus erregte vielfach

Besorgniß und Mißstimmung unter den Freunden einer fortschreitenden Entwickelung, zu welchen auch ich in jeder Hinsicht mich ohne Vorwurf zählen darf. Der Abstand zwischen Kirche und Schule mußte um so größer und auffallender werden, je mehr die Schule fortschritt, und da diese sich immer erweiternde Kluft hauptsächlich der Kirche selbst zum Nachtheil gereichen mußte, so war vorauszusehen, daß entweder die Schule einer Reaktion ausgesetzt werde, oder ein mächtiger Impuls die Kirche zum Fortschreiten drängen müßte. Mit der aufrichtigsten Freude und Theilnahme begrüßte ich Hrn. Vikar Häfeli's Vorschläge für Jugendgottesdienst und Reform der Kinderlehre, wie ich dann auch mit Bedauern sah, daß er in dem angeregten Kampfe so wenig Energie zeigte, und sich so leicht von seinem Bestreben abbringen ließ. Hirzel, der in aufgeregtem Gemüthszustande sich bis zur religiösen Schwärmerei fortreißen ließ, und dem wol nur Irrthum und Böswilligkeit eine aufrichtige und warme religiöse Gesinnung absprechen möchte, beschäftigte sich sehr oft mit den Ideen über kirchliche Verbesserung, und es war ihm hiemit ein reiner, heiliger Ernst. Mehrmals handelte es sich im Erziehungsrathe um Maßregeln, die Pietisten betreffend; Hirzel sprach jederzeit mit Nachdruck gegen Intoleranz und Glaubenszwang.

Bei dieser Aufmerksamkeit auf das Kirchliche konnte eine so bedeutende Erscheinung im Gebiete der Theologie, wie das „Leben Jesu von Strauß" ist, der Betrachtung und Besprechung um so weniger entgehen, als man sich in Zürich nicht weniger frei dachte, als in Berlin, wo Neander's öffentliches Urtheil sich entschieden gegen Verketzerung aussprach. Ich selbst hörte zuerst Orelli und dann Professor Hitzig in Privatunterhaltungen ausführlicher über jenes Werk sprechen, war aber zu sehr mit pädagogischen und administrativen Ge-

schäften überhäuft, als daß ich dasselbe hätte studieren können. Erst ziemliche Zeit später entlehnte ich dasselbe bei Pfarrvikar Wild in Küsnach, konnte aber auch jetzt nur einen Theil des Inhaltes in Betracht ziehen, da Regierungsrath Ed. Sulzer mich um die Mittheilung ersuchte (Beilage I.) und dann das Werk so lange behielt, daß ich es sogleich nach der Rücksendung an Hrn. Wild abgeben mußte.

Als nun im Jahr 1836 der Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Dogmatik erledigt war, so dachten mehrere Mitglieder der I. Sektion des Erziehungsrathes (ich gehörte zur II.) an die Berufung von Dr. Strauß. Bei meinem freundschaftlichen Verhältnisse zu diesen Mitgliedern blieb mir ihre Ansicht nicht verborgen; doch schon die Vorberathung in der I. Sektion und die bereits bekannte abweichende Meinung Hirzel's ließen von dem Vorschlage abkommen, und im Berichte der I. Sektion an den ganzen Erziehungsrath war bloß von der Berufung Dr. Strauß's noch als von einem aufgegebenen Antrage die Rede. Bei der Umfrage verweilte ich noch bei diesem Punkte, indem ich mich auf die Aeußerungen ausgezeichneter Philologen und Theologen berief; an einen Erfolg aber durch Abstimmung konnte gar nicht gedacht werden. Diese meine Hinweisung erhielt große Bedeutung; denn ein Mitglied des Erziehungsrathes, das einen bittern Groll gegen mich im Herzen trug, theilte sie dem Kapitel der Geistlichkeit mit, und alsbald erschien ein höchst giftiger Artikel in der Bürklizeitung Nr. 15 Beil. 1837, und diese boshafte Angeberei bildete fortan einen Hauptpunkt, meine religiöse Gesinnung zu verdächtigen. Dr. Elwert wurde berufen, und seine Leistungen erfreuten alle Parteien; nach kaum zwei Jahren aber nahm er seinen Abschied, und unterdessen hatte Hirzel auf einer Reise nach Deutschland genauere Bekanntschaft mit Dr. Strauß gemacht.

Er ward ganz begeistert von dem jungen Theologen, und erblickte in ihm den Mann, der von der Vorsehung dazu bestimmt sei, eine zweite Reform im Kirchwesen zu bewirken, und das reine Christenthum in seiner ursprünglichen Erhabenheit wieder herzustellen. Von diesem, an sich edeln, Gedanken erfüllt, war es für Hirzel eine Gewissenssache, bei der abermaligen Erledigung eines theologischen Lehrstuhles aus aller Kraft für die Berufung von Dr. Strauß zu arbeiten, und dieß that er auch in voller Ueberzeugung einer erfüllten Pflicht. Mir aber theilte er seine Absicht erst später und nur in wenigen Worten mit, denn in der Zeit beginnender Unterhandlung waren wir noch ziemlich ungünstig gegen einander gestimmt. Es ist darum eine große und unverdiente Kränkung gegen Hirzel, daß man ihm vorwarf, er habe sich durch mich für Dr. Strauß bestimmen lassen. Diejenigen, welche ihm dieß vorwarfen, kannten seine scharfe Individualität und seinen eisernen Willen bei einmal gereifter Ueberzeugung gewiß ganz gut; sie hatten aber die doppelte Absicht, ihn herabzuwürdigen und mich um so mehr verhaßt zu machen.

Indessen hatte die I. Sektion ihre Vorberathung geschlossen; die Majorität trug auf die Berufung des Dr. Landerer an, in Uebereinstimmung mit dem Gutachten der theologischen Fakultät; die Minorität beantragte die Berufung des Dr. Strauß, und stützte sich zugleich auf ein besonderes Gutachten des Professors Hitzig an der theologischen Fakultät. Auf den 26. Januar war Plenarsitzung zur Entscheidung angesagt. Unterdessen arbeiteten die Wortführer beider Ansichten mit großer Thätigkeit, und schon zeigte sich die Verketzerungssucht in der Bürklizeitung in aller Heftigkeit. Meine Parteinahme ging aus dem Vertrauen hervor, das ich in dieser wissenschaftlichen Sache, denn als eine solche betrachtete ich sie, haupt-

sächlich in Orelli's und Hitzig's Urtheil setzte, und ich muß hier noch ein Verhältniß der republikanischen erziehungsräthlichen Mitglieder besonders bezeichnen. Der Erziehungsrath, diese außerordentlich beschäftigte Behörde, bestehend aus unbesoldeten Mitgliedern, die sonst durch Geschäfte sehr in Anspruch genommen waren, konnte seine Aufgabe nur dann lösen, wenn jenes Häckeln und Mißtrauen, das die Arbeiten zahlreicher Kollegien so sehr hemmt, beseitigt blieb. Es war daher im Allgemeinen die Regel angenommen, daß man den Anträgen derjenigen Mitglieder, die das Vertrauen in gewissen Fächern vollständig verdienten, rasch und ohne Grübeleien beistimmte. So hatte ich es, wenn ein Orelli oder Keller einen Antrag über die höhern Anstalten brachte, Escher über Geschäftführung, Sulzer über Finanzielles; so durfte ich auch meinerseits in meinen Anträgen über das Volksschulwesen einer Mehrzahl von Stimmen fast im Voraus sicher sein; Geschäftstakt führte zu diesem einfachen Verfahren und Geschäftserfahrung zu dem hiezu nöthigen Vertrauen. Orelli's Eifer in der Sache wäre schon für mich entscheidend gewesen; zwei Rücksichten aber walteten noch vor: einerseits hielt ich einen ausgezeichneten Mann für eine weitere Stütze der schwachen Hochschule, anderseits hoffte ich allerdings Anregung eines neuen kirchlichen Lebens, keineswegs aber eine Störung desselben oder gar eine Beseitigung des Christenthums.

Der Wahltag nahte. Hirzel hatte die freisinnigen Mitglieder eines Abends zu sich eingeladen. Ich lehnte den Besuch ab, und erklärte einfach, meine Ueberzeugung stehe fest.

Eine Plenarsitzung wurde diesem Wahlgeschäft ausschließlich anberaumt; das Kollegium war vollzählig, die tiefste Aufregung lag auf allen Gesichtern. Vizepräsident Ferd. Meyer ward in Anfrage gesetzt; er trug auf Dr. Landerer an,

und führte die gedoppelte Behauptung aus, es sei weder recht noch gut, daß Strauß berufen werde, und bezog sich dabei auf die Landeskirche, die Entsittlichung des Volkes und den drohenden Ultramontanismus; der Schluß, daß sich die „Schlechten" über die Berufung von Strauß freuen, die Guten aber trauern würden, reizte zum Unwillen.

Fünf Stunden dauerte die Debatte. Orelli's Votum, in der innigsten Gemüthsbewegung gesprochen, nehme ich wörtlich hier auf:

„Zürich soll nach der Gründung unserer Hochschule, wie im sechszehnten Jahrhundert, so auch jetzt, der freien Wissenschaft und ausgezeichneten Talenten ein Asyl darbieten, von welchem aus sie für Wahrheit und Recht ungestört wirken können.

Dem Geist der Reformatoren danken wir es, daß die Theologie bei uns wirklich eine freie Wissenschaft ist. Ihre Lehrer werden auf keine symbolischen Bücher verpflichtet; sie stehen ausschließlich im Dienste des Staates, unter dem Gesetze, nicht unter dem Richterstuhle irgend einer unwissenschaftlichen Korporation. Handeln sie gesetzwidrig, so werden sie die Gerichte bestrafen; hingegen in allem Wissenschaftlichen gilt gegen sie nur eine ebenfalls wissenschaftliche Polemik.

Aus dem gedoppelten Umstande nun, daß bei uns keine Verpflichtung auf symbolische Bücher Statt findet, daß völlige Lehrfreiheit durch das Gesetz gewährleistet ist, ergibt es sich, daß alle Lehre der an der Hochschule angestellten Theologen das reine Produkt ihrer Subjektivität sein und bleiben muß. Es wäre eine unbegreifliche Inkonsequenz, auf der einen Seite Lehrfreiheit zu gewähren, auf der andern, einen höchst ausgezeichneten Theologen, den unsere Anstalt für sich gewinnen könnte, aus bloßen vorgefaßten Meinungen zu verwerfen und gleichsam in den Bann zu thun. Es wäre dieß auch ein

offenbarer Rückschritt. Vor wenigen Jahren noch fiel es keiner Behörde ein, den ungemein freisinnigen Dr. Schultheß irgendwie zu beengen, geschweige ihn vom Lehrstuhle zu entfernen.

Unter den Jetztlebenden hat sich Dr. Strauß um die Theologie des Christianismus im höchsten Grade verdient gemacht; indem er wissenschaftlicher als irgend ein Anderer das mythische Element desselben von den, in seinem Wesen liegenden, ethischen und religiösen Ideen geschieden, und dadurch bewirkt hat, daß diese ewigen Ideen nunmehr unverhüllter und klarer hervortreten, folglich auch allgemeinere Anerkennung von Seite der gebildeten Menschheit finden können.

Ausgezeichneten Scharfsinn und Forschungsgeist, ausgebreitete, höchst gründliche Kenntnisse, verbunden mit einer seltenen Lehrgabe, können ihm selbst seine Gegner nicht absprechen. Ihr Grundirrthum liegt nur darin, daß sie wähnen, wenn er als Lehrer auftrete, so werde ein Umsturz des kirchlich Bestehenden erfolgen, das Sektenwesen sich mehren, alle seine Zuhörer unbedingt zu den Worten des Meisters schwören. Die beiden ersten Besorgnisse sind allzu nichtig, als daß ich sie widerlegen möchte. Was das letzte betrifft, so seien Sie überzeugt, daß gerade ein Selbstdenker, wie er, am besten geeignet ist, in den jugendlichen Geistern den Trieb eigener Forschung, ja bei Manchen sogar eine lebhafte Opposition gegen sein System anzuregen.

Alle Einwürfe gegen Strauß, welche in Ihrer Mitte bis anhin ausgesprochen wurden, scheinen mir lediglich aus äußern Bedenklichkeiten hervorzugehen, die ich nicht zu theilen vermag. Weit lieber, um es ganz offen zu gestehen, würde ich irgend eine Stimme wissenschaftlicher oder religiöser Ueberzeugung vernehmen, gleichviel, wäre es diejenige der Ortho-

dorie oder des Mystizismus. Hinlänglich aber, dächte ich, sollten uns die von zwei ausgezeichneten Theologen, dem ehrwürdigen Schultheß früher, jetzt von Dr. Hitzig, für Straußen's Berufung aufgestellten Ansichten beruhigen können. In Uebereinstimmung mit diesen halte ich dafür, daß ein solcher Erweiterer der Wissenschaft vollständig befähigt ist, künftige Theologen heranzubilden. Weit entfernt also, daß das auf eine etwas künstliche Weise angerufene Gesetz gegen seine Anstellung sein könnte. Wer es gegen Strauß deutet, der müßte, um folgerecht zu handeln, auch gegen die Berufung jedes Mannes stimmen, der Muth und Geist genug besitzt, um im Sinne Zwingli's, Luther's, Calvin's für Wissenschaft und Glaubensfreiheit zu wirken.

Nicht selten sind die Beispiele, wie Männer, welche der theologische Haß (nach Melanchthon's Ausdruck der gräßlichste) verdächtigte und verlästerte, nachher eben den Anstalten, welchen man sie entreißen wollte, zum Segen und dauernden Ruhme werden. Ich erinnere nur an Thomasius, Christian Wolf, Fichte, Paulus.

Von dem Manne, welchen man dem Dr. Strauß gegenüberstellt, kann ich nichts Anderes sagen, als „ich kenne ihn nicht."

Wenn sich nun die günstige Gelegenheit darbietet, einen Mann von europäischem Rufe für unsere Anstalt zu gewinnen, so habe ich nicht den Muth der Verzweiflung, ihm einen Unbekannten vorzuziehen. Deßhalb gebe ich heute, wie vor drei Jahren, meine Stimme dem hervorragenden Talente, dem tiefen und gewissenhaften Erforscher der Wahrheit, dem geistreichen und begeisternden Lehrer, Doktor Strauß." So sprach Kaspar Orelli, der edelste und berühmteste Gelehrte Zürich's.

Sieben Mitglieder: Meyer, Sulzer, Weiß, Bleuler, Hüni, Eßlinger, Escher sprachen in der ersten Um-

frage für Dr. Sauderer; sechs: Orelli, Keller, Ulrich, Furrer, Zehnder, Scherr für Strauß. In der zweiten Berathung erklärte sich Rüegg noch zur Meinung der sechse, indem er aussprach, daß die Diskussion ihn vollständig von der Zweckmäßigkeit der Berufung überzeugt habe, und nun standen sieben und sieben einander gegenüber. Nochmal entspann sich die Debatte, heftiger und rücksichtloser, bis nach der Schlußerkennung der Präsident, Bürgermeister Hirzel, für Strauß entschied. Hiemit war die förmliche Spaltung des Erziehungsrathes entschieden. Die ersten sieben Mitglieder blieben nach aufgehobener Sitzung auf ihren Plätzen, um über das vorläufig entworfene Minoritätsgutachten sich zu vereinigen, das sie an den Regierungsrath abgehen lassen wollten. Dieß war der Anfang eines Widerstandes, der mit dem blutigen Umsturze der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Ordnung endigte.

Beim Herausgehn aus dem Sitzungslokale sagte Hirzel: Es wird noch einen Kampf kosten, und wir müssen unsere Kräfte wohl anwenden; Regierungsrath Dr. Zehnder machte mich insbesondere auf den pädagogischen Beobachter und den „Schweizerjüngling" aufmerksam, die in der öffentlichen Diskussion mitwirken sollten.

Weibel und Boten waren ab- und zugegangen, wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Beschluß durch die Stadt, und so schnell wurden besondere Boten nach den verschiedenen Landesgegenden gesandt, daß schon am folgenden Tage Vormittags, Sonntag den 27., in dem bei sechs Stunden entfernten Glattfelden der Pfarrer eine Stillstandssitzung, um der Berufung von Strauß entgegenzuwirken, ankündigen konnte. Die Kapitel der Geistlichkeit versammelten sich eiligst, und der Kirchenrath erließ schon am 28. eine Zuschrift an

den Regierungsrath, worin derselbe ersucht wird, die Wahl des Dr. Strauß nicht zu bestätigen. Dieses Schreiben ließ bereits Drohungen durchblicken, so heißt es: „Glaubt man „endlich, nachdem erst kaum die politischen Kämpfe bei uns „sich gelegt haben, nun die religiösen hervorrufen zu müssen? „Wohl! sie werden auf diesem Wege nicht ausbleiben, diese „wichtigsten und gefährlichsten aller Kämpfe. Aber sie wer= „den in ihren nächsten und entfernten Folgen Resultate herbei= „führen, welche ihre Urheber weder erwarten, noch anstreben, „und welche durch Gefährdung der innern und äußern Ruhe, „so wie der fortschreitenden geistigen und sittlichen Bildung „des Volkes, *) eine schwere Verantwortung über dieselben „bringen dürften."

Der Regierungsrath, dem, wie bemerkt, die Bestätigung der Wahl zustand, eilte nicht mit seinem Beschlusse, und in der ersten Woche Februar's trat der Große Rath zusammen. Die Gegner von Strauß hofften, von dieser Behörde einen Ausspruch zu erlangen, der den Regierungsrath bestimmen sollte, die Bestätigung zu verweigern. In dieser Absicht stellte Antistes Füßli als Mitglied des Großen Rathes den 31. Januar die Motion: „es sollte durch ein Gesetz dem Kirchenrathe Einfluß auf die Wahl der theologischen Profes= soren gegeben werden." Der Große Rath kann in derselben Sitzung, in welcher die Motion gestellt, auf den Inhalt selbst nicht eintreten, sondern nur erkennen, ob die Motion erheblich oder nicht erheblich sei. Der Zweck der Motion war: „Spricht der Große Rath die Erheblichkeit aus, so wird der Regie= rungsrath entweder sogleich die Bestätigung von Dr. Strauß

*) Diese Fortschritte anerkannte also noch 1839 der Kirchen= rath.

versagen, oder so lange warten, bis eine allgemeine Aufregung unter dem Volke zu Stande gebracht und eine Masse von Vorstellungen die Bestätigung hintertreibt."

Zehn Stunden dauerte die Diskussion; sie bildet den Höhepunkt im parlamentarischen Leben des Kantons Zürich, man hörte, mit Luther zu reden, „die Geister auf einander platzen." Wie im Erziehungsrathe die Kraft und Macht der Wahrheit und der tiefsten Ueberzeugung gesiegt hatte, so auch im Großen Rathe. Oberrichter Ammann, in Anfrage gesetzt, trug mit einfacher, klarer Hinweisung auf Verfassung und die organischen Gesetze, mit denen die Motion unvereinbar sei, auf Richterheblichkeit an. Diesen Antrag vertheidigten und begründeten mit großer Beredsamkeit die Erziehungsräthe: Hirzel, Keller, Ulrich, Furrer; Regierungsrath Weiß, Zehnder und Fierz, Oberrichter Füßli, Fürsprech Surber, wie dann die Räthe Thomann, Streuli, Hofmann u. A. mit einfacher biedrer Hinweisung. Für die Motion sprachen mit aller Kraft: Professor Schweizer, Dr. Bluntschli, v. Muralt, Erziehungsrath Ferd. Meyer, Dekan Vögeli, Pfarrer Brunner und Schweizer, Oberrichter Ulrich. So heftig der Kampf, so blieben doch eigentliche Anzüglichkeiten ausgeschlossen, und merkwürdig war insbesondere die Aeußerung des Professor Schweizer, der offen sagte: „Das Judenthum, das noch im Christenthum ist, muß heraus" — und am Ende gab der Redner zu: „Hat der Große Rath die Ansicht, es sei ein Bedürfniß, Hrn. Dr. Strauß zu berufen, so hoffe ich, die Zeit sei gekommen, wo manches Bessere durchdringe."

Mit der sichtbarsten Begeisterung sprach Hirzel, und sein Votum, das die Nothwendigkeit kirchlicher Fortschritte entwickelte, wirkte mächtig. — Keller führte mit schlagender

Folgerichtigkeit den Satz aus: „Die Grundidee des Protestantismus ist freie Forschung nach Wahrheit." — Staatsanwalt Ulrich sprach mit gewohnter Ruhe und Klarheit, doch lagen in seinen Worten harte Vorwürfe, indem er aussprach, „die Sache erscheine ihm als ein bloßer Demagogenkniff." Am längsten sprach Dekan Vögeli, und zwar in sehr wohlgeordneter Rede, die jedoch, wie überhaupt der Predigtton in freier Diskussion, nicht den rechten Eindruck machte.

In später Nacht erfolgte die Abstimmung; der Sieg der Berufenden war schon im Verlauf der Diskussion unzweifelhaft. Mit 93 gegen 49 Stimmen wurde die Motion als nichterheblich erklärt, und so hatten die verfassungsmäßigen Vertreter des Volkes gleichsam die Berufung des Dr. Strauß gebilligt. Nach dieser Entscheidung konnte im Regierungsrath in Bezug auf die Bestätigung wol kein Zweifel mehr walten. Dieselbe erfolgte am 2. Februar mit 15 gegen 3 Stimmen von den Regierungsräthen Hegetschweiler, Melchior Sulzer und Hüni; Ed. Sulzer, das 19. Mitglied, war abwesend. Hiemit war die Sache in gesetzlicher Form erledigt; die Gegner hatten alle Mittel erschöpft, welche gegen die Berufung auf dem Wege der Verfassung und der Gesetze zu finden waren. Die Majorität des Erziehungsrathes, des Regierungsrathes, des Großen Rathes hatte verfassungsmäßig entschieden. Die weitern Schritte waren revolutionär, und mußten, wenn die gesetzliche Autorität sie nicht hemmen konnte, zur Revolution führen.

III.

Der Hornungssturm und die Vertreibung des Dr. Strauß.

Die Art, in der sich der Große Rath in dieser Sache ausgesprochen hatte, übertraf die Erwartung der Republikaner

ebenso sehr, als die Städtischen sich getäuscht sahen. Darum überließen sich die erstern einer fast übergroßen Freude, und einige Zeitungsartikel von ihrer Seite sprachen nun sehr unüberlegt von einer bevorstehenden neuen kirchlichen Reformation; die letztern schienen Anfangs gute Miene zum bösen Spiel machen zu wollen, und selbst der bekannte Kreuzkorrespondent der allgemeinen Zeitung, Dr. Bluntschli, der mit Recht für das kräftigste Haupt dieser Partei gehalten wurde, sprach sich in einem Artikel jenes Blattes (Nr. 38 vom 7. Februar) befriedigend aus, indem er unumwunden einen Fortschritt im Kirchlichen für nothwendig und heilsam erklärte. *) Ob die Partei etwas betroffen war, oder ob sie absichtlich zunächst die weitern Plane verdecken wollte, möchte ich nicht entscheiden; daß aber unmittelbar nach der Sitzung des Großen Rathes auf eine Volksbewegung hingearbeitet wurde, erhellt unbestreitbar aus den Vorgängen selbst. Der Anfang geschah in der vorstädtischen Gemeinde Neumünster, dem pfarramtlichen Sitze des Antistes Füßli. Der Gemeindspräsident Baumann brachte eine Petition an den Regierungsrath gegen Dr. Strauß zu Stande, und man sagt, auf ein Sendschreiben des Antistes sei der nämliche Weg auch in andern Gemeinden betreten worden. Die Bürklizeitung vom 1. Februar verbreitete durch einige Artikel, in welchen Dr. Strauß als ein Gotteslängner bezeichnet wird, der den Christus „als

*) Der Artikel schließt mit folgendem Satze: „Die daherige „Aufregung kann indessen besonders dann eine wohlthätige „Richtung nehmen, wenn die Geistlichkeit sich ermannt, und „auf der einen Seite dem Kultus mehr Wärme einhaucht „und das Gemüth mehr als bisher religiös befruchtet, und „auf der andern Seite die Bedürfnisse der Verständigen „mehr berücksichtigt."

eine fromme Lüge" erkläre, um so mehr Aufregung unter dem Volke, da demselben sowol in dergleichen Artikeln als in mündlichen Berichten angegeben wurde, „man wolle ihm den Glauben an Christus, an Gott und die Unsterblichkeit rauben, die Vielweiberei einführen u. dgl." Am nächsten Sonntage strömte das Volk erwartungsvoll in die Kirchen, und von den meisten Kanzeln wurde zum Festhalten am Christenthum, zum Widerstande gegen den hereinbrechenden Unglauben und die Verfolgung der Kirche ermahnt. Die Kirchenzeitungen brachten furchtbare Anklagen gegen die höchsten Behörden, die „den Frevel am Heiligthum sanktionirt hätten," und zu tausenden von Exemplaren wurden diese Blätter, so wie gedruckte aufregende Predigten unentgeltlich durch besondere Umträger unter allem Volke verbreitet. Ueberall Bangigkeit, Schrecken und Entrüstung in den untern Klassen, stets genährt und gesteigert durch die abenteuerlichsten und böswilligsten Gerüchte. Kaum 10 Tage nach der Großrathssitzung waren verflossen, und schon hatten die Städtischen die Sicherheit, daß jetzt endlich die günstige Zeit zum Sturme gegen die Republikaner gekommen; darum ergriffen sie in ihren Blättern, im östlichen Beobachter, in der Schildwache (ein Jesuitenblatt), im schweizerischen Korrespondenten und namentlich auch in der allgemeinen Augsburger Zeitung, die heftigste Opposition. Es fehlte nur noch eine Zentralisirung der vereinzelt gährenden Kräfte, und auch diese fand sich bald. Ein Fabrikant von Vermögen und Einfluß, Herr Hürlimann-Landis in Richterswyl wurde zum Haupt der Bewegung ausersehen. Derselbe stand schon länger mit Dr. Bluntschli, dem er bei einem frühern Anlasse öffentlich Lobsprüche gespendet hatte, so wie mit der Familie Escher in genauer Verbindung; seine

Frau und Tochter aber huldigten der pietistischen Ansicht, und übten in dieser Richtung ihren Einfluß auf ihn aus. Herr Hürlimann ist von mittlerm Alter, er besitzt die für die Leitung eines großen industriellen Etablissements nöthige Bildung, hat praktische Fertigkeit in einigen neuern Sprachen, ohne jedoch so weit vorgerückt zu sein, um seine Muttersprache rein zu schreiben. Als Mitglied der Bezirksschulpflege sprach er öfters in amtlichen Berichten seine Freude und Zufriedenheit mit dem Gang der neuen Volksschule aus. Es wird auch versichert, daß er in den ersten Tagen nach der Berufung von Strauß sich ziemlich milde geäußert habe, und ohne einen Gedanken zu jenen Gewaltsmaßregeln zu offenbaren, zu denen er im Verlaufe fortgerissen wurde; erst nach einem Besuche in der Stadt sei er zum ernsten Widerstande getrieben worden, und die Vermuthung ist wol nicht ungegründet, daß er den Plan zum Kampfe dort erhalten habe. Am 8. Februar traten in Richterswyl etwa 80 Männer aus den Gemeinden Bubikon, Hombrechtikon, Stäfa, Männedorf und Meilen mit Bewohnern des linken Ufers zusammen, und in viele Gemeinden ergingen nun Einladungen zu einer Versammlung auf den 12. Februar nach Wädenswyl. Aus 29 Gemeinden erschienen etwa 200 Männer; Hürlimann wurde zum Präsidenten gerufen; Dr. Schmid von Richterswyl, von früher als Demagog bekannt, war ihm als Aktuar zur Seite. Schon hier zeigte sich in der Menge jener wilde, fanatische Geist und jene starre Einseitigkeit des Präsidenten, wie man beides nachher bei den meisten kleinern und größern Versammlungen wahrnahm. Zwei edelgesinnte Männer, Pfarrer Sprüngli von Thalwyl, der Stifter der Jugendfeste, in Deutschland vom Frankfurter Sängerfeste her in freundlichem Andenken, und der ehrenwerthe Handelsmann Benjamin Ryffel von Stäfa hatten sich

ebenfalls eingefunden. Sie sprachen mit aller Ehrfurcht von der christlichen Religion, baten aber auch um Mäßigung und Ueberlegung; sie wollten neben andern Anträgen zur Abstimmung bringen lassen, daß ein zweiter Professor der Dogmatik, und zwar von streng orthodoxer Richtung, neben Dr. Strauß angestellt werde. Der Präsident weigerte sich, diesen Antrag zur Abstimmung zu bringen, und wilder Tumult, mit Drohungen verbunden, nöthigten die beiden Herren, die Versammlung zu verlassen. So ward schon in der ersten Versammlung das freie Wort unterdrückt, und die Andersdenkenden wurden der Gewalt Preis gegeben. Es versichert auch H. Ryffel in seiner öffentlichen Darlegung (S. 2), daß viele Anwesende schon damals nicht mehr von Petitionen, sondern nur von Schärferem wissen wollten. Die Versammlung beschloß dann: Die Einberufung von Dr. Strauß sei auf verfassungsmäßigem, gesetzlichem Wege zu behindern durch Konstituirung von Kirch-, Bezirks- und Zentralvereinen und durch das Mittel des Petitionsrechtes.

Es muß sogleich Jedem klar werden, daß schon die Form dieses Punktes eine revolutionäre ist; denn offenbar konnte auf verfassungsmäßigem, gesetzlichem Wege nur von Versuchen zu Behinderung, nicht aber von wirklicher Behinderung die Rede sein.

Noch folgten aber 10 andere Schlußnahmen, welche eine förmliche revolutionäre Gewalt im Gegensatz zur bestehenden Regierung begründeten. Nicht aus dem freien Zusammentritte der Bürger sollte sich ein Verein bilden, wie es allerdings die Verfassung garantirt, sondern auf einen Beschluß, der ganz die Form eines Befehles trägt, und der nicht etwa an einzelne Bürger, sondern an ein Staatsinstitut, an die Kirch-

gemeinden gerichtet war. Die Kirchgemeinde wurde aufgefordert, sie „**soll**“ einen Verein von 12 Mitgliedern wählen, diese 12 Mitglieder „**haben**“ zwei Mitglieder in den Bezirksverein zu senden, und diesen „**liegt ob,**“ zwei Mitglieder an den Zentralverein abzuordnen. Auch dem Zentralkomite wurden seine Funktionen genau vorgezeichnet, woraus man eben ziemlich sicher darauf schließen kann, daß die ganze Organisation von der Stadt aus vorgeschrieben worden sei. Das Präsidium des Vereines setzte sich nun sogleich auch in Verkehr mit den Stillständen (Kirchenvorsteherschaften). Die Aufforderungen zur Versammlung der Kirchgemeinden fanden an den meisten Orten so willigen Gehorsam, als ob bereits in Wädenswyl die höchste Landesgewalt gesprochen hätte. Wo etwa ein Gemeindspräsident zögerte, kam mit Hülfe des Pfarrers schnell die nöthige Anzahl begehrender Bürger zusammen, und nach wenigen Tagen hatten weit aus die meisten Kirchgemeinden sich versammelt, und ebenso schnell konstituirten sich die Bezirkskomites und das Zentralkomite, so daß dieses schon am 28. Februar in Zürich zusammentreten konnte. — Bei der allmäligen Entwickelung dieses Zustandes offenbarten sich nun desto deutlicher die politischen Bestrebungen der Städtischen. Die Bürklizeitung verdoppelte ihre Nummern, und jedes Exemplar entflammte mit steigender Heftigkeit den Fanatismus der untern Volksklassen. Abgerissene, zum Theil unverständliche, zum Theil entstellte Sätze aus der ersten Auflage von Dr. Strauß „Leben Jesu“ mußten Irrthum und Verwirrung verbreiten. Die obersten Behörden wurden mit Verleumdungen und Verwünschungen bedeckt und beladen, einzelne hochgestellte Beamte als die nichtswürdigsten Menschen geschildert. Ein sonst milder und ehrwürdiger Geistlicher sagt in seiner Schrift: Die wahre Reformation S. 39, „Ja, spre-

„chet Ihr, die Obrigkeit ist zu bös und unleidlich; „denn sie das Evangelium uns nicht lassen wollen, „und drücken uns allzu hart in der Güterbeschwe„rung und verderben uns also an Leib und Seele. „Ist die Obrigkeit böse, wohlan, so ist Gott da, „der hat Feuer, Wasser, Stein und Eisen und „unzählige Weise zu tödten. Wie bald hat er ei„nen Tyrannen erwürget . . . Denn er spricht im „Hiob: Er läßt einen Buben regieren um des „Volkes Sünde willen. Gar fein können wir se„hen, daß ein Bube regieret" u. dgl.

Pfarrer Schweizer in Illau sagte in einer gedruckten Zuschrift seinen Pfarrkindern, S. 6: „Sie verfolgen uns, „d. h. Volk und Geistlichkeit, um des Glaubens „willen; denn sie wollen, daß wir nicht mehr an „Christus den Gottessohn und seine göttliche „Lehre glauben . . . Und noch dazu hätten sie „dann die Verfassung faktisch verletzt."

Im Bezirk Winterthur predigte Einer ganz offen Aufruhr gegen die gottlose Regierung.

In einer durch besondere Boten verbreiteten Druckschrift, zugleich unterzeichnet von Baron Sulzer Wart im Tiger zu Winterthur werden einige Strophen aus dem Kirchengesangbuche gegeben, z. B. folgende aus dem 67. Liede: Ich kann der Sonne Wunder nicht, noch ihren Lauf und Bau ergründen u. s. w., und dann versichert: „Freunde, dieses und ähnliche christliche Lieder werden nach der Lehre des Dr. Strauß zur Lüge."

Während so der größere Theil der Geistlichkeit den Fanatismus immer mehr in der Masse schürte, verfolgten die Städtischen unter dem Vorwand von Religionsgefahr ebenso

eifrig ihre politischen Zwecke. Herumziehende Krämer, Gesellen, Metzgerknechte und besondere Emissäre mußten in den Privatwohnungen und in den Wirthshäusern die Gemüther beängstigen und verwirren. Ein spezieller Auftrag lag darin, daß aufs bestimmteste versichert wurde, Dr. Strauß sei in Deutschland gebrandmarkt worden, und trage Galgen und Rad auf dem Buckel. Eine Karikatur (ganz in der Manier, wie die Heft I. S. 83 bezeichnete) stellt Hirzel dar, wie er vor einem Vogel Strauß, auf dem der Teufel in Gestalt des Göthe'schen Mephisto sitzt, anbetend niederkniet; aus seinem Hute dringt Weihrauch, und zugleich weist er auf einen Geldsack mit der Ueberschrift „Vogelspeise." Der Strauß tritt auf eine Bibel, welche zugleich eine Maus benagt. Einige Schwein- und Eselsköpfe, um eine Fahne mit einer „Scheere" gruppirt, rufen Amen.

Betrachtet man den Bildungsstand des züricherischen Volkes in den untern Klassen, und vergleicht damit die Mittel, welche zu dessen Aufregung gebraucht worden, namentlich auch die Vorspiegelungen von Bedrückungen durch die Regierung und von materiellen Erleichterungen, z. B. Aufhebung der Vermögens-, Erwerbs- und Einkommensteuer, Herabsetzung des Zinsfußes, Auflegung einer Biertaxe zu Gunsten der Weinbauern u. dgl., so muß man gewiß die Ausbrüche der Rohheit entschuldigen; selbst die gutmüthigsten Leute mußten bei einer solchen Stachelung endlich in Eifer, die heftigern in Wuth versetzt werden, und es wäre in der That unbillig, der eigentlichen Volksmasse darüber bittere Vorwürfe zu machen. Der Zustand des Landes war ein schrecklicher: alle Kraft der Regierung gebrochen, jede von der Meinung des Volkes abweichende Aeußerung ein Verbrechen. Wer nicht miteiferte, schimpfte, tobte, erhielt den Namen „Struß", und

wenn der Vater einmal mit diesem gezeichnet war, so wurden selbst seine kleinen Kinder von ihren Gespielen als Strußen verfolgt und geplagt. In sehr vielen Orten wurden die Tempel während der Kirchgemeinde aufs schmählichste entweiht; ein Theil der Freisinnigen wagte es, zu Hause zu bleiben, die furchtsamern oder abhängigern zogen mit in die Kirche, und stimmten schweigend zu den Anträgen. Mißhandlungen, Lebensgefahr drohte Denen, die eine Vorstellung gegen das Verfahren wagten. Das Recht der freien Rede war gänzlich unterdrückt. In Winterthur und Zürich ward noch am meisten die gesetzliche Form einer Berathung beachtet; dort erlangten die Freisinnigen einmal vorübergehend die Mehrheit, hier mußte ihr kleines Häuflein mit Hohn und Schande abziehen. Das Zentralkomite hielt seine erste Sitzung in Zürich, und überreichte am 1. März eine Adresse an die Regierung. Die Sprache dieser Adresse war vollständig revolutionär. Es wurde streng und bestimmt mit diesen Worten **gefordert:** „Strauß darf und soll nicht kommen." (S. 4.) Ebenso gedroht: „Dem Volkswillen in dieser Hinsicht sein Recht versagen, ist gefährlich", und dann der Regierung folgende Ueberzeugung wörtlich zu bekennen vorgesprochen: „Wir **müssen nachgeben**, und wir wären für die Folgen verantwortlich, die aus einem längern Widerstand hervorgehen würden."

„Wir wagen es, Ihnen, Tit., das einfache Mittel dazu vorzuschlagen,

1) daß die Berufung des Dr. Strauß von Ludwigsburg zurückgenommen, und daß derselbe niemals an irgend einer Anstalt unsers Kantons angestellt werde;
2) daß dagegen ein wissenschaftlich ausgezeichneter Pro-

fessor der Dogmatik von entschiedenen evangelisch-christlichen Grundsätzen berufen werde."

Neben dieser Adresse verfaßte das Zentralkomite einen Petitionsentwurf, der dann den Kirchgemeinden zur Annahme und Beförderung an den Großen Rath zugesandt werden sollte. Diese Petition bezeichnete noch als nothwendig:

3) eine gemischte öffentliche Kirchensynode.

4) Prüfung und Bestätigung der an die theologische Fakultät zu wählenden Professoren durch den Kirchenrath.

5) Ein Dritttheil des Erziehungsrathes soll durch die kirchliche Synode gewählt werden.

6) Zwiefacher Vorschlag durch den Kirchenrath auf die Religionslehrerstelle am Seminar, Vermehrung der Religionsstunden in der Volksschule, das neue Testament und ein Katechismusauszug in die Alltagsschule, Bestätigung aller religiösen Lehrmittel durch den Kirchenrath.

7) Totalrevision des Seminargesetzes in religiöser Richtung, Ausschließung des Direktors aus dem Erziehungsrathe.

Ein besonderes Sendschreiben empfahl den Petitionsentwurf den Kirchgemeinden.

Bald läuteten wiederum die Glocken in die Kirchgemeinden, und stürmisch eilte das Volk zur Abstimmung über den vom Zentralkomite vorgelegten Petitionsentwurf. Zwar hatten sich an mehreren Orten die Freisinnigen etwas erholt, in Winterthur sogar die Trennung vom Zentralkomite durchgesetzt, was auf einige andere größere Orte, z. B. Uster, Elgg, Eglisau und überhaupt einen stärkenden Eindruck machte, und bei einer kräftigen Regierung wol der Sache eine andere Wendung gegeben hätte; aber bald mußten sie dafür halten,

sie seien von der Regierung selbst verlassen und Preis gegeben. So vielfach und tief in die ganze Landesverfassung eingreifend jene Petitionspunkte waren, ohne Diskussion, ohne Erörterung, ja selbst ohne Erklärung der einzelnen Begehren wurde der ganze Entwurf in Bausch und Bogen angenommen. Die Führer hatten die größte Eile befohlen, und eine Gemeinde ging so weit, dem Entwurf beizustimmen, ehe sie denselben noch erhalten hatte. In 156 Kirchgemeinden und Gemeindsvereinen, so meldet der Bericht des Zentralkomite's, sprachen sich 39,225 Bürger für die Petition aus. Auf dieses Resultat, die Stimme der oft erwähnten 40,000, stützten die Städtischen ihren Triumph und alle ihre weitern Forderungen. Und gerade dieses Resultat, wie erscheint es so ganz ungenügend und unehrenhaft, so ganz als ein Resultat der Täuschung und Ueberstürmung! Wie viele unter den 40,000 konnten auch wol ermessen, was der Inhalt jener Petition sei? Wie viele der Einsichtigern schwiegen aus Furcht? Wie Viele folgten der Gewalt ohne innere Ueberzeugung? Und wenn man erst weiß, wie diese Versammlungen an vielen Orten gehalten wurden, wie die Zählung vorging, und all diesen Unfug und die Unterdrückung: so wird man wahrlich vor jenen 40,000 Stimmen keine gar zu große Ehrfurcht hegen können.

Betrachten wir nun auch die Thätigkeit der Republikaner im Widerstande gegen die Städtischen. Hirzel, der sich den erstern wieder mit ungetheiltem Herzen angeschlossen hatte, erließ zuerst einen Aufruf mit der Ueberschrift: „an meine Mitmenschen." Es war dieß ein sehr wohlgemeintes, aber nicht gut gewähltes und darum sehr ungünstig aufgenommenes Wort, das wirklich viel mehr schadete, als nützte. Lächerlich war es freilich, daß man den Ausdruck „Mitmenschen" als unchristlich zurückwies; hingegen stand

es einem Bürgermeister auch übel, zu bitten: seid nicht mehr böse, seid wieder gut, — und ebenso mußte die Hinweisung auf den „schönen Fremdling" geradezu Spöttereien hervorrufen. Weit geeigneter war der Druck seiner Großrathsrede, und es wird diese in spätern Zeiten noch als ein Denkmal kräftiger Beredsamkeit Anerkennung finden, wie jene persönlich ekelhafte Schmähschrift, die ein Geistlicher aus der östlichen Schweiz (man nannte Pfarrer H . . . . im Th . . . . . deßwegen gegen Hirzel richtete, stets den Unwillen jedes redlichen Mannes erregen wird. Dr. Henne von St. Gallen, der große und beliebte Volksredner, erließ ebenfalls ein Sendschreiben an die Freisinnigen, voll trefflicher und edler Gedanken; ihm entgegen trat in würdiger Sprache Pfarrer Bernet, ebenfalls von St. Gallen. Orelli's Anrede an die Studierenden, ein herrliches Wort aus edler Brust, machte bei allen Gebildeten tiefen Eindruck. „Alles zwar (so rief er in seinem Herzensjammer) ist möglich geworden: denn Wer vermag es, der scheußlichsten aller Erinyen, der Wuth des Fanatismus, Zaum und Gebiß anzulegen? Nicht einmal der, welcher sie unbesonnen und ruchlos aus den düstern Tiefen des Tartarus empor beschworen, und auf unsere früher so glückliche Heimat losgelassen hat." — Dr. Paulus in Heidelberg sprach in einer Zuschrift einläßlich und überzeugend von dem Werth der theologischen Lehrfreiheit. Von Dr. Strauß selbst erschien ein gedrucktes Sendschreiben, in welchem seine Glaubensansicht im milden und klaren Lichte dem Volke dargestellt wurde. Ein Ungenannter verfaßte „eine wahrhaftige Geschichte, wie es einem Bauersmann im Kanton Zürich mit dem Doktor Strauß ergangen" mit besonderer Einfachheit geschrieben. In einer andern Volksschrift, in dramatischer

Form, erschien Zwingli vor dem Großen Rathe, um die Zeloten zu meistern. Regierungsrath Dr. Zehnder, dem man große Popularität zuschrieb, sprach auch „ein Wort" an das Volk. Endlich wurde noch die Geißel des Spottes und Witzes geschwungen in einem „Kreisschreiben Sr. Heiligkeit Gregorius des XVI. an die Bürger von Zürich" voll bitterer Ironie und stechender Persiflage. Eine sehr gelungene Karikatur stellte einen schönen Strauß dar, der eine strahlende Leuchte im Schnabel trug. Zu seiner Abwehr war eine Feuerspritze aufgefahren; Geistliche, Küster, Pfarrersfrauen und Töchter trugen Wasser, wozu sie ein Eiferer mit heftiger Gestikulation von der Kanzel herab anfeuerte. Dicke, plumpe Gestalten hingen an den Zugbalken; ein Büttenmann mit dem Zeichen D. B. (Dr. Bluntschli oder David Bürkli?) in der Tracht eines philistrosen Zopfbürgers, war besonders thätig. Oben auf dem Spritzenwagen stand der Papst, und schrie mit weit geöffnetem Munde: Wasser! Wasser! Den Schlauch leitete ein dicker Mann im Predigerornate, mit der Hand die Augen vor dem Lichtstrahl deckend und sprechend: Es schmerzt mich unsäglich! *) dabei aber den Wasserstrahl fehl leitend. — Der Engländer Beddoes fertigt ein wunderliches Gedicht (in der zweiten Auflage noch mehr durch Anmerkungen verderbt) das mit folgenden Versen beginnt:

Ueberall die Liberalen wiederhallend knallend fallen,
Und die orthodoxen Ochsen, Schauer—Auer—Ochsen grochsend bochsen:

*) Anspielung auf Pastor Fäsi, der mit diesen Worten öffentlich gegen die Aufnahme Schönlein's ins Bürgerrecht sprach. Fäsi war früher reformirter Prediger in Wien, und soll dort auch von Katholiken viel Freundschaft genossen haben.

Darum ist es, Herr Antistes, ... wüsten Zwistes
Bald ein Ende: Und ich sende drum behände, ohn' Umstände
in die Hände
Der geehrten, lieb und werthen, längst bekehrten Schrift-
Gelehrten
. . . .
. . . . diese ungefeilten Eilen—zeilen.
u. s. f.

Der Schluß:

Blindes Simsonvolk! den Stempel
Drückt das Schicksal auf dein Leben;
Warst gerufen in den Tempel
Voll des Safts von geist'gen Reben.
Wie der riesig' Judenheld,
Deine Stärke sollst du zeigen.
Sieh! die Säulen torkeln, weichen,
Des Gesetzes Tafel schwankt,
Kracht das Dach, der Boden wankt:
Wissenschaft und Freiheit fällt.
Hier liegt Zürich! liest die Welt.

Hirzel, der Anfangs in den unter meiner Leitung stehenden pädagogischen Beobachter und Schweizerjüngling schreiben wollte (Beilage II.) wurde durch den Spott, daß er nach einer Karikatur der „Scheeren-Fahne" folge, etwas stutzig gemacht, und gründete ein eignes Blatt, den Volksfreund, um seine Ansichten zu verfechten; ein neuer Verein für Volksaufklärung wurde gestiftet; der Republikaner, von Ludw. Snell wieder unterstützt, kämpfte mit wahrer Meisterschaft; die N. Z. Zeitung, der Landbote, der Schweizerjüngling, der Volksbote und sonst die meisten Schweizerblätter schlossen sich der Reformsache an;

Zirkulare ergingen zur Sammlung von Unterschriften für die bestehende Regierung, sogar die Organisation eines Schützenkorps wurde versucht: All diese Thätigkeit war fruchtlos. Die aufgeregte Masse folgte der Warnung, die Druckschriften nicht zu lesen; die Zeitungen waren nur in den Händen der eigenen Partei, und überdieß kamen diese Maßregeln zu spät; das Feuer war schon zu mächtig und zu weit verbreitet. Die Bürklizeitung fand allein fast dreimal mehr Leser, als die übrigen Blätter zusammen, und sie hatte beim Volk weitaus am meisten Geltung; eine Predigt wirkte mehr, als zehn jener Broschüren. Die Republikaner sahen jetzt mit Schrecken, daß sie durch Erlähmung der politischen Vereine, durch Verabsäumung eines wohlfeilen Volksblattes und durch allzu lange und große Nachsicht gegen die Städtischen — der Sache der Freiheit unheilbaren Schaden gebracht hatten. Zwar schien ihnen einige Hoffnung aufzugehen, als Winterthur sich am 4. März vom Zentralkomite lossagte, und hierin einige angesehene Gemeinden nach sich zog; zwar zeugten die Adressen von 36 Bürgern in Eglisau und von 60 in Neumünster, an deren letzter Spitze der alte ehrwürdige Hr. Zeller im Balgrist stand, so wie andere Zuschriften an die Regierung von einem überall noch vorhandenen Geiste der Freisinnigkeit: aber Alles mußte scheitern an der Unmacht einer in sich zerfallenen Regierung. Betrachten wir kurz das Benehmen derselben.

Kaum war die Nachricht von den Bewegungen im Volke zur Kenntniß des Regierungsrathes gelangt, als schon eine Minorität dieser Behörde nicht ohne Satisfaktion die Ansicht durchblicken ließ, man werde dem Volkswillen wol entsprechen und die Berufung des Dr. Strauß zurücknehmen müssen. Es unterliegt auch keinem Zweifel mehr, daß Mitglieder des

Regierungsrathes mit den Häuptern der Bewegung andauernd in nicht unfreundlichem Verkehr gestanden sind. Der Regierungsrath kannte doch wol den politischen Bildungsgrad der Gemeindspräsidenten, und konnte somit leicht ermessen, daß die Beschlüsse und Aufträge des Wädenswyler Vereins, ganz in Form amtlicher Befehle gegeben, eine gänzliche Verwirrung im Staatsorganismus herbeiführen mußten; es durfte also darüber kein Zweifel obwalten, daß man gegen diesen Befehl eines Vereines an eine Staatskorporation einschreiten könne und einschreiten müsse. Allein der Regierungsrath ließ sich gar ordentlich das Regiment aus den Händen nehmen, und erließ am 20. Februar endlich eine Proklamation, worin er unter Anderm erklärte, er halte die Volksbewegung nicht für staatsgefährlich, und erwarte die Wünsche der Bürger.

Die Proklamation sollte am Sonntag den 24. durch die Pfarrer von der Kanzel verlesen werden, die Publikation geschah an vielen Orten in anderer Form; das Volk verließ unter Hohn und Spott über die Regierung die Kirche vor oder während der Ablesung, und der letzte Funken von Achtung schien verloren zu gehen. Am 23. Februar erhielt der Erziehungsrath die Anzeige von Dr. Strauß, daß er die Berufung annehme; es beschloß aber derselbe, in Beachtung einer höhern Mittheilung, die Entscheidung über den Zeitpunkt der Einberufung einstweilen zu verschieben.

Die Adresse, welche das Zentralkomite an die Regierung übergeben hatte, wurde gleichzeitig gedruckt in viel tausend Exemplaren verbreitet. Der Eindruck, den sie hervorbrachte, bewies, daß das Gefühl der Bürgerpflicht noch nicht ganz erstorben war; es erwachte plötzlich, und viele der Getäuschten sahen nun ebenfalls ein, was die Republikaner

längst gesagt, die Bewegung sei eine politisch-revolutionäre. Unwillen und Entrüstung sprach sich vielseits über die anstandslosen, frechen Aeußerungen und Forderungen gegenüber der gesetzlichen Regierung aus. Der Muth aller Bessergesinnten wuchs, als die Nachricht eintraf, der Regierungsrath habe die Adresse zurückgewiesen; rasch folgte an manchen Orten die Lossagung vom Komite und die Bildung freisinniger Vereine.

Jetzt war der günstigste Moment für die Regierung gekommen, und ein schnelles, kräftiges Auftreten hätte den Städtischen den Sieg entrissen. Aber was geschah? — Am 5. März erließ der Regierungsrath abermals eine Proklamation, worin er zu verstehen gibt, das Volk möchte die Zurückweisung der Adresse nicht mißverstehn, und zugleich anzeigt, das Begehren der Adresse sei ja gleichwohl erfüllt, indem der Regierungsrath dem Erziehungsrath das Ansinnen gestellt, den Dr. Strauß in den Ruhestand zu versetzen, und bereits eine Kommission ernannt sei, um die Petitionen zu prüfen, wobei man auch die Ansicht des Kirchenrathes vernehmen werde.

Wie ein Donnerschlag traf diese Proklamation alle Muthigern: „die Regierung hat sich selbst aufgegeben, und verläßt uns im Kampfe,“ klagten sie erbittert. Die Städtischen ergossen sich in spöttischem Jubel.

Dem Regierungsrath Ed. Sulzer gebührt der Ruhm, die Bahn zu jenem Theil des Beschlusses, nach welchem Dr. Strauß von der Hochschule ferne gehalten und die erste Forderung des Zentralkomites erfüllt werden sollte, gebrochen zu haben. Er wies nämlich auf §. 185 des Schulgesetzes, welcher so lautet: der Erziehungsrath ist befugt, unter Vor-

behalt der Genehmigung des Regierungsrathes, einen Lehrer, welcher durch Alter oder andere unverschuldete Ursachen außer Stand gesetzt wird, seine Stelle zu versehen, in Ruhestand zu versetzen, in welchem Falle demselben nicht mehr als die Hälfte seines fixen Einkommens entzogen werden kann," und trug darauf an, der Regierungsrath möchte den Erziehungsrath darauf hinweisen, diesen §. auf Dr. Strauß anzuwenden. Mit 10 gegen 8 Stimmen wurde dieser Antrag angenommen, und der Erziehungsrath hielt am 9. März darüber Sitzung. In der dießfälligen Debatte wurde nachgewiesen, wie der Erziehungsrath, als er vor 7 Jahren diesen Gesetzesparagraph berathen, nur auch nicht im entferntesten an eine solche Anwendung, die eigentlich lächerlich sei, gedacht habe, und ebenso wenig der Große Rath; es wurde ferner warnend darauf hingewiesen, wie es eine bloße Täuschung sei, wenn man glaubte, durch Nachgiebigkeit in diesem Punkte die revolutionäre Faktion beruhigen zu können; im Gegentheil würde sie dadurch nur zu immer neuen und größern Forderungen ermuntert; es handle sich gar nicht mehr um Dr. Strauß, sondern darum, ob die bestehende Staatsordnung aufrecht erhalten, oder eine andere aus den Händen des Zentralkomite's angenommen werden wolle. — Um jeden Schein einer der Kirche feindlichen Absicht zu entfernen, um den Vorwurf der Einseitigkeit aufs kräftigste zu widerlegen, wurde ferner vorgeschlagen, dem Großen Rathe die Errichtung einer zweiten Professur zu beantragen, die durch einen anerkannt orthodoxen Theologen besetzt werden sollte. Nach heftigem Kampfe wurde wiederum durch Stichentscheid mit 8 gegen 7 Stimmen beschlossen: 1) der §. 185 finde auf Dr. Strauß jetzt keine Anwendung, 2) es möchte eine weitere Professur in der oben bezeichneten Hinsicht errichtet werden

Nach der Abstimmung versuchte Hirzel durch herzliche Zusprache die Minorität zu bewegen, nicht wiederum ein eigenes Gutachten, entgegen dem Beschluß des Erziehungsrathes, an den Regierungsrath abgehen zu lassen. Vergeblich; die Sieben blieben abermals auf ihren Plätzen, und beschlossen, den Regierungsrath um die Ruhestandsversetzung des Dr. Strauß zu bitten.

Der Regierungsrath beschloß dann wirklich am 14. März mit 13 Stimmen, dem Großen Rath in einem Gutachten diese Quieszierung und die anderseitige Besetzung der ihm zugedachten Professur zu empfehlen.

Im Lande herum hatte unterdessen die Anarchie sich vollständig ausgebildet. Die Einbrüche ins Schulwesen und die Verfolgung der Lehrer werde ich genauer im nächsten Abschnitt mit meinen eigenen Berührungen verknüpfen; hier nur so viel, daß die sogenannten „Straußen" jeder Brutalität des Pöbels bloßgestellt waren. Wo noch ein Häuflein Freisinniger sich versammeln wollte, mußte sie mit Waffen versehen sein; nicht einmal beim Kirchenbesuche waren sie vor Unbilden gesichert. Bei den Fastnachtspielen wurden aus Stroh und Lumpen gebildete Figuren: Strauß, Hirzel und Scherr vorstellend — verbrannt, geschleift, in den See geworfen. Rohheiten und Thorheiten, die dem menschlichen Herzen und Verstande zur Schmach gereichen, wurden ungestraft und ungerügt, ja unter dem Beifall der tobenden Menge ausgeübt. Für einen „Struß" galt Jeder, der früher für die republikanische Partei, für das Schulwesen und dgl. je gesprochen hatte, und überhaupt freisinnigen Ideen zugethan war, ob er auch noch so sehr ein redlicher, christlich gesinnter Mann sein mochte.

Der Große Rath ward auf den 18. März zu einer

außerordentlichen Sitzung einberufen. Es ist hiebei zu bemerken, daß nur in ordentlicher Sitzung Petitionen behandelt werden können. Um jedoch sogleich auf die Forderungen des Zentralkomite's eintreten zu können, wurden zwei Wege gewählt: 1) hinterbrachte der Regierungsrath einen Beschlussesantrag, nach welchem der Große Rath die Willensmeinung ausspreche, daß die kompetenten Behörden im Laufe der Sitzung den Dr. Strauß in den Ruhestand versetzen werden; 2) wollte man durch eine Motion erzielen, daß Kommissionen erwählt würden, welche gerade diejenigen Punkte in Untersuchung ziehen sollten, die in den Petitionen als Begehren aufgeführt waren. *)

Die Republikaner sahen in dem ersten Antrage nichts Anderes, als eine etwas verdeckte Umgehung der Verfassungsbestimmung; sie sagten ganz richtig: der Große Rath ist gesetzgebende Behörde, und er hat nicht in die Geschäfte der Vollziehungsbehörden einzugreifen; ebendieß geschieht aber durch die Annahme des beantragten Beschlusses, indem der Große Rath dem Erziehungsrath befiehlt, was er in einem Falle thun soll, für welchen bereits Gesetze vorhanden sind. Viele von ihnen glaubten, vor Allem aus müsse die Heiligkeit der Verfassung anerkannt bleiben, und da sie ferner sahen, daß durch dieses Nachgeben gegen das Zentralkomite die Glaubensfreiheit und die akademische Lehrfreiheit in hohem Grade gefährdet sei, so sei es am Ende noch das geringere Opfer, man beschließe die temporäre Aufhebung der Hochschule, wodurch die Anstellung von Dr. Strauß selbst wegfalle, und wenigstens die höchsten Güter des Staates gerette

*) Auch die Motion wäre bei strenger Handhabung des Reglements nicht zuläßig gewesen.

würden. — In Beziehung auf die Hochschule muß überdieß bemerkt werden, daß beim Anfange der Volksbewegung überall der Ruf für Aufhebung dieses Institutes vernommen wurde, und daß die meisten Gemeindskomite's in diesem Sinn sich aussprachen. In den Bezirkskomite's hingegen hatten die Pfarrer und die von den Städtischen auserwählten Wortführer so viel Einfluß, daß sie nach der höhern Instruktion die Hochschulfrage beseitigen konnten. Obgleich nämlich die Städtischen in den ersten Jahren die Hochschule, wie jede Schöpfung der Republikaner, verachteten und verspotteten, so sahen sie doch nach und nach ein, welche höchst bedeutende Vortheile diese Anstalt in Bezug auf die wissenschaftliche Berufsbildung ihrer Söhne, so wie in Hinsicht auf literärischen Verkehr und Oekonomie ihnen darbiete; auch bemerkten sie mit Wohlgefallen, daß die Mehrzahl der akademischen Lehrer den städtischen Ansichten zugethan war. *) — Das Zentralkomite überging also in seinem Petitionsentwurfe die Hochschule, und selbst in den vielen Gemeinden, in welchen früher die Aufhebung derselben als die erste und dringlichste Forderung gestellt worden war, blieben die Abstimmenden darüber stumm, wie sie dann hingegen Vorschläge annahmen, von deren Bedeutung sie nicht die mindeste Kenntniß hatten. Könnte es auch noch einen stärkern Beweis für die Behauptung geben, daß eben das Volk ein verblendetes, verführtes, bewußtloses Werkzeug der städtischen Macht war?!

Bei dem beharrlichen Eifer der Städtischen gegen die

*) Die Studenten hingegen waren entschiedene Republikaner und reichten in diesem Sinne eine Petition an den Großen Rath ein.

Verfassung und die höchsten Behörden mußte auch bei den Republikanern der Entschluß sich befestigen, die Sache auf die Spitze zu treiben. Eine bedeutende Zahl der Großräthe vereinigte sich zu dem Plane, in erster Reihe die Aufhebung der Hochschule zu beantragen, wobei jedoch ganz sicher die Ansicht sich geltend machte, zu diesem Aeußersten werden es die Städtischen nicht kommen lassen, und das Zentralkomite von ihnen veranlaßt werden, vorher seine Forderungen herabzustimmen. Hirzel, immer noch auf einen Sieg im Großen Rathe und auf eine Beruhigung des Volkes hoffend, konnte jenem Plane nicht beistimmen, sondern verlangte, daß als erster Antrag dem Großen Rath der letzte Beschluß des Erziehungsrathes, nach welchem Dr. Strauß nicht in den Ruhestand versetzt, hingegen eine weitere theologische Professur errichtet würde, vorgelegt werde. Den Erfolg mag man aus nachstehender kurzen Darstellung der Großrathsverhandlungen ersehen.

Schon frühe Morgens, den 18. März, drängte sich eine dichte Schar vor den Stufen des Rathhauses. Kaum öffnete sich die Pforte, als Hunderte sich beeilten, die Treppen hinauf zu kommen und die Galerie des Rathsaales in Besitz zu nehmen. Gegen 8 Uhr traten die Mitglieder des Großen Rathes ein, und der Präsident, Dr. Jonas Furrer von Winterthur, bestieg den Stuhl. Die Mitglieder wurden bei ihrem Namen aufgerufen, und 180 Stimmen bezeugten eben so viele Anwesende; der Präsident erhob sich, und bezeichnete in klarer, kräftiger Rede die Veranlassung zur außerordentlichen Versammlung der höchsten Landesbehörde. „Der Große Rath", so schloß er, „hat von jeher „unter vielen gleichgestellten Behörden des lieben Vaterlandes „durch die Ruhe und Würde seiner Berathungen sich aus-

„gezeichnet. Bewahren Sie ihm diesen Ruf auch in diesem „aufgeregten Zeitpunkte, und geben Sie neuerdings dem Volke „des Kantons Zürich das so nöthige Beispiel, daß der „wohlmeinende und gebildete Bürger es verschmähen soll, „durch irgend welchen Terrorismus seiner Ansicht Geltung „zu verschaffen, und daß jede gute Sache nur durch ruhige „Entwickelung der Gründe sich Anklang und Achtung verschaf- „fen kann."

Nun wurde der Bericht des Regierungsrathes vorgelesen, in welchem der ganze Vorgang, betreffend Dr. Strauß, dann ebenso der Zustand des Kantons geschildert, und zuletzt die Ansicht ausgesprochen, es möchte Professor Strauß in den Ruhestand versetzt werden.

Regierungsrath Ed. Sulzer setzte als Berichterstatter die Ansicht der Majorität jener Behörde näher auseinander. Hierauf folgten die Anträge:

I. Von Herrn Regierungsrath Bürgi. Der Große Rath, in Berücksichtigung, 1) daß die Hochschule nicht diejenigen erfreulichen Resultate geleistet hat, die man sich bei ihrer Gründung von ihr versprach; 2) daß überdem die Lehrfreiheit die Grundlage einer Hochschule ist, dieselbe auch durch §. 144 des Gesetzes über das Unterrichtswesen ausdrücklich garantirt wird, aber durch die Ereignisse der jüngsten Zeit diese Grundlage zerstört ist, mithin es sich nicht denken läßt, daß die Hochschule unter diesen Umständen die gehörige Wirksamkeit haben könne; 3) daß zur Beseitigung der Wahl von Herrn Dr. Strauß zum Professor der Theologie die Aufhebung der Hochschule das einzige verfassungs- und gesetzmäßige Mittel ist, beschließt:

1) die Hochschule ist mit Ende September 1839 aufgehoben;
2) die Kommission des Großen Rathes ist beauftragt, auf

die nächste Sommersitzung einen Antrag zur Reorganisation der Kantonsschule zu hinterbringen; 3) dieselbe soll sich darüber Gewißheit verschaffen, ob die Stadt Zürich auch ferner ihren jährlichen Beitrag von 20,000 Fr. zu geben gedenke, oder nicht.

II. Von Herrn Alt-Rathsherr Spöndli. Der Große Rath des Kantons Zürichs, in Erwägung, 1) daß nach §. 4 der Verfassung die Wahl des Hrn. Dr. Strauß unzuläßig ist; 2) daß 30,225 Bürger durch Petizionen diese Ansicht ausgesprochen haben, beschließt: der Regierungsrath ist beauftragt, den §. 4 der Staatsverfassung in diesem Sinn in Anwendung zu bringen.

III. Herr Bürgermeister Hirzel. In Berücksichtigung, daß durch den Beschluß des Erziehungsrathes vom 23. Februar und des Regierungsraths vom 26. den obwaltenden Verhältnissen wegen der Wahl des Hrn. Prof. Strauß bereits hinreichende Rechnung getragen, trage ich darauf an, es möchte der Große Rath der in dem Gutachten des Regierungsrathes vom 14. niedergelegten Ansicht der Pensionirung seine Billigung nicht ertheilen.

IV. Herr Regierungsrath Ed. Sulzer. Der Große Rath, nach Anhörung des vom Regierungsrath hinterbrachten Berichtes, betreffend die innere Lage des Kantons seit der Berufung des Hrn. Dr. Strauß zum Professor der Theologie an der hiesigen Hochschule und nach stattgefundener Berathung, genehmigt diesen Bericht, erklärt die am Schlusse desselben ausgesprochenen Ansichten als den Verhältnissen vollkommen angemessen, und erwartet im Laufe gegenwärtiger Sitzung den Bericht über die von den kompetenten Behörden zu definitiver Erledigung dieser Angelegenheit gefaßten Beschlüsse.

Nach kurzer Diskussion beschlossen, es soll der Antrag des Regierungsraths (Nro. IV.) in Behandlung kommen — mit 103 Stimmen gegen 89, welche letztere zugleich den Antrag Nro. I. mit aufnehmen wollten.

Jetzt begann der eigentliche Kampf der Redner. Auf der einen Seite, die sich zum Wahlspruch: Verfassung, Recht und Wahrheit gesetzt hatte, traten als Wortführer vorzüglich hervor: Bürgermeister Hirzel, Dr. Keller, Oberrichter Füßli, Regierungsrath Zehnder, Kantonsrath Studer, Staatsanwald Ulrich, Präsident Furrer. Auf der andern Seite, die sich auf: Volkswille, Religion und Sittlichkeit — berief, standen voran Regierungsrath Ed. Sulzer, Ferd. Meyer, Antistes Füßli, Statthalter Gujer, Prof. Schweizer, Dr. Bluntschli, v. Muralt, alt Oberrichter Ulrich.

Eine vermittelnde Stellung schien Bürgermeister Heß einzunehmen. Der Kampf war hartnäckig, aber der Geist der Freiheit waltete nicht mehr über der Versammlung, und die frohe Zuversicht, durch die Kraft der Rede einen Sieg zu erringen, war nicht mehr vorhanden; denn drohend konnte man auf 40,000 Stimmen hinweisen, die ihren bestimmten Willen ausgesprochen hätten.

Begeistert sprach Hirzel, scharf und schlagend Keller, gründlich und folgerichtig Oberrichter Füßli, offen und fest Staatsanwald Ulrich. Aber sicher im Vorgefühle des Sieges trat Antistes Füßli unumwunden mit seinen Ansichten auf; Gujer voll Eifer für die wörtliche Offenbarung, gewandt und tief Prof. Schweizer, hart und demokratisch Dr. Bluntschli.

Die Anzahl der Städtischen vermehrte sich sogleich durch Parteigänger, die stets dahin sich wenden, wo sie die Mehr-

heit zu erblicken glauben. Mehrere Sprecher bezeichneten die Volksbewegung als eine „schöne, reine, erhebende" und Männer, die sonst offen ihre Abneigung gegen das demokratische Prinzip und die Volkssouverainetät ausgesprochen, konnten nun nicht genug den Volkswillen als das Höchste preisen.

Während dieser Zeit mehrten sich die Haufen vor dem Rathhause; einigemal schien die Ruhe gestört zu werden. In den Gesellschaftssälen harreten Diejenigen auf Nachricht, denen vom dichten Haufen der Zutritt ins Rathhaus versperrt war. Schon war die Nacht hereingebrochen und der Zeiger auf 10 Uhr vorgerückt. Endlich wirbelten die Trommeln. Zu den harrenden Freunden kamen die Stellvertreter. Die Fenster der Gesellschaftshäuser glänzten heller, und neue Gäste drängten sich hinzu. Dort wogte die zahlreichere Schar um die Sieger, und mit Hoffnungen zu neuen glücklichen Kämpfen und mit Erörterung der Plane beschäftigen sich Diejenigen, denen der Ruhm dieses Tages gebührt.

Spät noch waren die Kanzleien des Regierungsraths und des Erziehungsraths thätig. Boten forderten die Mitglieder der letzteren Behörde zu einer Sitzung auf 8 Uhr Morgens den 19. zusammen: denn der Große Rath hatte beschlossen mit 149 gegen 38 Stimmen, daß Prof. Strauß in den Ruhestand versetzt werden sollte, und die Vollziehung dieses Beschlusses lag zunächst in der Aufgabe des Erziehungsrathes.

Auch das Zentralkomite, verstärkt durch mehrere Boten, saß berathend in Zürich, um je nach den Beschlüssen des Großen Rathes seine Maßregeln zu ergreifen. Eine Volksversammlung scheint zunächst im Plane gelegen zu sein.

Der Morgen des 19. März hing trübe über der siegerfreuten Stadt. Getreu ihrer Pflicht wandelten die Mit-

glieder des Erziehungsrathes in das Sitzungszimmer; trauriger war wol nie ein Ruf an eine Behörde ergangen; sämmtliche Mitglieder waren anwesend. Regierungsrath Ed. Sulzer, dem die Ehre zukommt, die Sache in den nunmehrigen Gang gebracht zu haben, war Berichterstatter, und wies auf die Nothwendigkeit hin, dem Befehle des Großen Rathes schleunigst Folge zu leisten. Sich unter das Gesetz dieser Nothwendigkeit beugend, traten Regierungsrath Zehnder, Professor Orelli, Staatsanwald Ulrich und Oberlehrer Rüegg zu der Ansicht über, den Professor Strauß in den Ruhestand zu versetzen, und diese Ansicht wurde dann mit 11 Stimmen zum Beschluß erhoben. Dr. Keller, Präsident Furrer und Direktor Scherr beharreten bei der Ueberzeugung, daß der Erziehungsrath selbständig auf verfassungsmäßigem und gesetzlichem Boden stehe, und weder die Kirchgemeinden noch irgend andere Behörden dem Erziehungsrathe hierin Vorschriften zu geben haben. Diese drei stimmten gegen die Ruhestandsversetzung, und behielten sich vor, eine dießfällige Erklärung ins Protokoll zu legen. Hirzel, Ulrich, Orelli, Zehnder und Rüegg wollten ebenfalls zu Protokoll geben, daß sie nur im Drang der Umstände und auf ausdrücklichen Befehl des Großen Rathes zu jenem Beschlusse gestimmt haben. Wir zweifeln, ob mehrere Mitglieder der frühern Minorität sich eigentlich freuten, nunmehr ihre Meinung zum Beschlusse erhoben zu sehen. Die Worte, die Orelli und Hirzel sprachen, mußten Jedem die Seele durchschneiden. Orelli's ganzes Wesen war in fieberhafter Aufregung. Seine Zunge wollte den Dienst versagen; endlich brach der Strom der Rede los in Jammer um die verlorne Glaubens- und Lehrfreiheit, übergehend in die bittersten Vorwürfe, rief er: „So habt ihr abermals einen Ketzer abge-

schlachtet, nehmt euer Opfer hin, bratet ihn, zehret ihn auf!" Als die Anderseitigen zur Ordnung riefen, sprach Hirzel: „O wehret uns, ihr glücklichen Sieger! doch nicht, den Gefühlen unsrer Herzen Luft zu machen; ihr habet ja den Jubel, so erlaubt uns doch die Klage." — Nun ging die Botschaft, gleichsam die Ankündigung des Leichenbegängnisses eines Lebendigen, an den Regierungsrath hinüber, der schnell dem Verurtheilten noch den letzten Stoß versetzte.

Auf den Straßen und den Versammlungshäusern wurde es belebter, Freude und Hohn glänzte auf dem Antlitz der Städtischen; Ingrimm auf dem Gesichte vieler Großräthe, die das Werk verabscheuten, zu dem sie Hand zu bieten gezwungen waren.

Der Große Rath, am 19. Nachmittags neu versammelt, vernahm den Bericht, den Kirchgemeinden sei das erste Opfer geschlachtet. — Nun entluden sich die Blitze eines zweiten Sturmes: Regierungsrath Bürgi stellte die Motion, ob die Hochschule aufzuheben oder beizubehalten sei. Bis Nachts 10 Uhr dauerte der Kampf. Vergeblich war das Bemühen der gelehrten Redner; vergeblich die Verbindung zwischen Solchen, die sich noch gestern hart bekämpft hatten: mit 122 Stimmen gegen 57 wurde die Motion als erheblich erklärt, und sogleich eine Kommission aus 9 Mitgliedern gewählt, nämlich: Präsident Furrer, Regierungsrath Weiß, Regierungsrath Ed. Sulzer, Statthalter Gujer, Regierungsrath Bürgi, Statthalter Billeter, Statthalter Sulzer, Erziehungsrath Meyer, K. Wieland. Diese Kommission erhielt den Auftrag, zu untersuchen, ob die Hochschule unverändert beizubehalten, oder welche Veränderungen in ihrem Organismus vorzunehmen, oder ob sie aufzuheben sei, und in den beiden letzten Fällen, welcher Organismus in der Kantonsschule zu

bewerkstelligen sei. Ihren Bericht und Antrag hat sie auf die ordentliche Sommersitzung im Juni zu hinterbringen. Was man vor einem Jahr mit Spott und Hohn zurückwies, als einen Hochverrath an der Wissenschaft bezeichnete: zeitgemäße Reformen der Hochschule — das wollte man jetzt von allen Seiten zugeben.

Endlich am 20. folgte der dritte Sturm; unter dem Schilde kirchlicher Reformen galt es dem neuen Schulwesen. Erziehungsrath Ferd. Meier stellte folgende Motion: „Der „Große Rath möge eine Untersuchung anordnen und sich er„forderlichen Falls die nöthigen Vorschläge hinterbringen „lassen, ob nicht einerseits durch Abänderung der über die „Synode bestehenden gesetzlichen Bestimmungen eine zeitgemäße „Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse im Schoße der „kirchlichen Behörden selbst erleichtert, und anderseits durch „einige Modifikationen in den bestehenden Gesetzen über das „Unterrichtswesen die Interessen der evangelisch-reformirten „Landesreligion, ohne die verfassungsmäßige Selbständigkeit „der Schulen zu gefährden, besser gewahrt werden sollten."

Auch dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen, und mit gleichem Auftrag, wie der zweite, einer Kommission überwiesen. Die Mitglieder derselben waren: Bürgermeister Hirzel, Statthalter Gujer, Professor Schweizer, Bürgermeister Heß, Erziehungsrath Ferd. Meier, Regierungsrath Weiß, Seminarlehrer Meyer, Antistes Füßli, Bezirksrath Wieland, v. Muralt, Präsident Furrer.

Die Diskussion bot wenig Interessantes dar; die frühern Gegenstände hatten die Geister zu sehr gespannt; eine allmälige Ermattung war spürbar.

Betrachten wir nun das ganze Resultat: 1) Ein ausgezeichneter Mann ward von der züricher Hochschule verbannt;

die Lehrfreiheit und Glaubensfreiheit vernichtet oder gefährdet; die höchsten Behörden waren kompromittirt; 2) die Fortdauer der Hochschule höchst zweifelhaft; 3) die freie Volksschule in Frage gesetzt. Summa: Das Ansehn des Kantons Zürich wurde geschwächt, den thätigsten Volksfreunden war der Muth gesunken. Dr. Keller, der scharfsichtigste der Republikaner, äußerte schon damals ganz bestimmt: „Wir können nur noch „für die Bewahrung der Ehre kämpfen; das politische System „von 1831 aber ist für jetzt unrettbar verloren; die Reaktion „wird selbst auf blutigem Wege vorwärts schreiten, vielleicht „aber auf diesem Wege endigen."

Der Frühling war durch die dunkeln Winternebel gebrochen, und die Landleute wurden hinweg von ihrem gegenseitigen unruhigen Treiben zu den friedlichen Arbeiten in der heitern Natur gerufen. Der wilde Strom legte sich allmälig, und viele der Unruhigsten waren durch die Entfernung von Dr. Strauß vollkommen befriedigt. Die Regierungsgeschäfte kamen wiederum in ein ordentliches Geleise, die Unterdrückten athmeten freier, man durfte an manchen Orten ohne Gefahr die verschiedenen Meinungen austauschen. In der ordentlichen Großrathssitzung am 4. April wurden die Petitionen vorgelegt, und sofort den bereits erwählten Kommissionen überwiesen. Der Große Rath hatte sich bereits so weit erholt, daß fünf republikanische Mitglieder des Regierungsrathes, die der Erneuerung unterlagen, rasch und mit großer Mehrheit wieder in ihren Stellen bestätigt wurden.

Das Zentralkomite hatte unterm 20. März seinen Rücktritt erklärt, was jedoch eine bloße Scheinoperation blieb, indem Horgen als Vorort der Bezirkskomite's bezeichnet war, und eben Herr Hürlimann Präsident des Bezirkskomite's Hor-

gen. Indessen trat das republikanische Element immer kräftiger hervor, und einige Rohheiten der Wortführer der Komite's, wie z. B. daß Herr Hausammann in Mänedorf dem als Gast zum Kinderfeste geladenen Pfarrer Sprüngli auf die unanständigste Weise zu reden verbieten wollte, machten unter den billig Denkenden einen der freisinnigen Sache günstigen Eindruck.

Die Kommissionen hielten ihre Vorberathungen, und die Begehren der Städtischen fanden schon hier eine starke Opposition, doch war die Majorität in ihrem Sinne. Der Regierungsrath modifizirte die Anträge und Entwürfe in dem Maße, daß allen Störungen im Staatsorganismus und namentlich allen Uebergriffen der kirchlichen Gewalt auf das Schulwesen vorgebogen wurde; ja es kam ein Gesetzesentwurf hinzu, durch den der Volksschule zur Unterstützung der ärmern und kleinern Schulgenossen eine bedeutende neue Summe zugewiesen wurde.

Am 24. Juni trat der Große Rath zur ordentlichen Sommersitzung zusammen. Bald offenbarte sich, daß die Republikaner die entschiedenste Mehrheit hatten. Die Erweiterung kirchlicher Gewalt wurde hart zurückgewiesen, und die gemischte kirchliche Synode mit 141 gegen 36 Stimmen verworfen.

Auf die Diskussion über das Schulwesen komme ich im nächsten Abschnitte zurück; hier nur so viel: Die Verdienste der Volksschule wurden klar, umfassend und siegreich dargestellt, so daß selbst der Gegner dieselben nicht bestreiten konnte; das Seminar und dessen Direktor erhielten die vollständigste Anerkennung und Satisfaktion; die Hochschule wurde, namentlich durch Dr. Keller's kräftigen Schutz, erhalten, und sogar ihre Fortdauer mehr gesichert, und endlich, um die Stimmung der Repräsentanten des Volkes recht verständlich aus-

zudrücken, wurden Dr. Keller und Regierungsrath Weiß, zwei Hauptführer der Republikaner, zu den ehrenvollen Stellen von Tagsatzungsgesandten berufen. Die Resultate dieser Sitzung verbreiteten Freude unter allen freisinnigern und edlern Kantonsbürgern und Schweizern, ja unter allen Menschen, welche die Würde und Hoheit des freien Geistes achten. Das zürcherische Volk war ruhig, nirgend eine Spur von Unwillen und Aufregung vorhanden. So schien die Sache der Freiheit und der Aufklärung wiederum gesichert, und schon rühmten sich Diejenigen, die seiner Zeit zu jenen Mitteln des Nachgebens und Ausweichens gerathen hatten, daß man ihrer Klugheit die Rettung des Vaterlandes zu danken habe. Einige Wenige aber, welche die Wichtigkeit der Heilighaltung von Verfassung und Gesetzen in ihrer ganzen Bedeutung auffaßten, ließen sich nicht von der Meinung abbringen, daß der Same des Verderbens gesäet sei, und früher oder später seine unheilvollen Früchte entwickeln werde.

IV.

Der erste Sturm gegen die Volksschule, das Seminar und den Seminardirektor.

Unter allen Institutionen, die aus der Staatsordnung von 1831 hervorgegangen waren, tritt die neue Volksschule als die wirksamste und durchgreifendste vor das Auge, und ihre Organisation und ihre Leistungen bilden eine der herrlichsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte. Zu diesen großen Erfolgen trug das Lehrerseminar in Küsnach am meisten bei. Hunderte von Jünglingen auch aus den entlegensten Ortschaften, wohin früher nie ein Strahl des Lichtes gedrungen, hatten in wenigen Jahren sich in dieser Anstalt eine Summe

von Kenntnissen und eine Kraft der innern Ueberzeugung geholt, die sich gerade im Kampfe des Lichts mit der Finsterniß treulich bewährte.

Das Seminar war darum den Städtischen der schärfste Stein des Anstoßes, und der Umsturz desselben eine der ersten Bedingungen in den Reaktionstendenzen. Zunächst fiel das ganze Gewicht der Verfolgung auf den Seminardirektor und die Schullehrer, welche in der Anstalt gebildet worden waren.

Wenige Tage nach der Berufung von Dr. Strauß sagte mir ein mit den Verhältnissen wohlbekannter städtischer Arzt: „Es geht nicht nur gegen Strauß, sondern auch gegen Sie los; man will Sie sprengen.“ „Nun,“ erwiederte ich, „wir wollen uns auch wehren.“ Die doppelte Absicht der Städtischen offenbarte sich sogleich in ihren Organen. Zunächst wurde die alte Unwahrheit wieder aufgewärmt, daß ich schon 1836 die Berufung von Dr. Strauß betrieben, und seither in derselben Absicht gearbeitet habe. Hirzel sei durch mich verleitet worden, er sei nur meiner Fahne gefolgt (vergl. S. 35 die Karikatur mit der „Scheere“), und durch mich sei Erziehungsrath Rüegg für Strauß gewonnen worden, und zwar an einem Mittagessen bei Hirzel, wie der östliche Beobachter und die Bürklizeitung Nr. 5 als „Thatsache“ erzählt, obgleich es eine offenbare Lüge war, da ich an dem bezeichneten Tage mit vielen Herren in einem Gasthause speiste. Vom 1. Februar an erschien nun keine Nummer der städtischen Blätter mehr, in der ich nicht verleumdet und besudelt worden wäre. In Nr. 12 Beilage der Bürklizeitung hieß es: „Das Scherr'sche Seminar war eine Art Vorbereitung zur Aufnahme Strauß'ens, oder wir möchten fast sagen, Strauß, wenn er käme, könnte nicht Glauben

zerstörender wirken, als es Scherr thut. Oder finden wir nicht bald überall Lehrer in unsern Schulen, die das Heiligthum unsers Glaubens, das Wort Gottes, mit einer Geringschätzung, wie ein altes sinnloses Mährchenbuch behandeln u. s. f." In Nr. 9 Beilage ist ein Artikel aus dem Berner Volksfreund *) abgedruckt, u. A. heißt es neben den ekelhaftesten Verleumdungen: „Jedenfalls ist Scherr eine unlautere religiöse Erscheinung u. s. f."

Der östliche Beobachter (Nr. 19 und Nr. 25) bezeichnete das Seminar und den Seminardirektor als unchristlich, und sprach ganz entschieden von der Nothwendigkeit, daß entweder ein anderes Seminar errichtet, oder der jetzige Direktor entfernt werde, auch gab er, wie die allgemeine Zeitung, zu verstehen, die Straußische Glaubensansicht sei im Seminar gelehrt, oder, wie ein anderes verwandtes Blatt sagte, mit Jubel aufgenommen worden. Damit die Leser einen deutlichen Begriff von diesen Angriffen bekommen, will ich die Worte hieher setzen, in welchen der östliche Beobachter meine 14jährige Wirksamkeit beurtheilt. Nr. 25: „Wer dem gesund urtheilenden Volke so nahe steht, und 14 Jahre lang wahrhaft gut wirkte, den können Zeitungsartikel nicht stürzen. Wer aber in eigner Unzulänglichkeit, ohne Gemüth, Charakter und Anstand, nur auf dem Sande des Parteiglücks, durch Verleumdungen und Intriguen sich

*) Dieses Blatt, von einem gewissen Neithar redigirt, der sich früher durch ultraradikale Rohheiten auszeichnete und dafür vor Gericht scharf gebüßt wurde, trieb die Niederträchtigkeit und die schamloseste Verleumdung (z. B. Nr. 72 J. 1838) am weitesten.

gehalten hat, den halten dann auch Zeitungsartikel nicht." Dieß war die Sprache, in der man zu dem erhitzten Volke sprach, und zwar von Seite Derjenigen, die kaum ein halb Jahr vorher auf meine Klage hin vor Gericht der Verleumdung schuldig gesprochen und dafür schwer gebüßt worden waren. Auch der Witz sollte nicht fehlen; wie der beschaffen war, zeigt ein Artikel eines reformirten Zürichers in Nr. 24 der Jesuiten-Zeitung (Schildwache):

„Der schwäbische Tanz. Obenan in unserm zürcherischen Schulwesen steht ein Schwabe (Scherr); obenan für die Kirche hatten unsere Herren bereits auch einen Schwaben bezeichnet (Strauß); um den Grundsätzen der Gleichheit treu zu bleiben, würden unsere Herren bald auch obenan in die Regierung einen Schwaben haben rufen müssen, und so wäre das schwäbische Regiment in Zürich vollständig gewesen. Allein hurrah! da hat das zürcher Volk mit dem schwäbischen Tanz Staubaus gemacht:

Hört ihr den schwäbischen Wirbeltanz?
Tritum ralarum herbei!
Mag auch das Volk, dieser Firlefanz,
Rufen sein Ach und sein Ei!

Lirum! der Boden ist spiegelglatt,
Hell und erleuchtet der Saal;
Larum! es tanzet, was Odem hat
Und ein gewandtes Pedal:

Plötzlich doch rufet im Wirbeltanz
Mitten im kreisenden Flug
Hurrah das Volk itzt zum Schwabentanz:
„Traun! ist des Tanzes genug!"

Mit diesen ununterbrochen durch die städtischen Blätter fortgesetzten Verdächtigungen und Verleumdungen begnügte sich jedoch die Partei keineswegs. Den die Stadt besuchenden Landleuten wurden die scheußlichsten Gerüchte mit heim gegeben, und namentlich vielfach versichert: ich sei ein politischer Flüchtling, sei am öffentlichen Pranger gestanden, sei ausgepeitscht worden, und habe **Galgen und Rad auf dem Buckel**;*) ich wolle meine Kinder nicht taufen lassen; mißhandle die Frau abscheulich; ich sei schuld, daß man neue Lehrmittel und neue Schulhäuser haben müsse; ich koste den Staat jährlich mehr als 4000 Fr.; der Verkauf der neuen Lehrmittel falle mir in die Tasche; ich sei auch so ein sittenloser Radikaler, der die Ehe abschaffen wolle, es sei wirklich eine Magd von mir **) ꝛc. ꝛc. Den Pietisten sagte man noch, sie sollen nur auf meine Stirne sehen, ich habe das Zeichen des Thiers auf derselben, ***) und sei sicherlich der Vorläufer des Antichrists. Viele Geistliche trieben das gleiche Geschäft in den Gemeinden; A. in H. erklärte mich im Stillstande für einen Christusläugner; W. in Sch. sagte offen vor einer

*) Ein gewisser Ernst und ein Elliker von Küsnach, die ich verklagte, wurden wegen dieser Anschuldigung vor dem Bezirksgericht Meilen hart gestraft.

**) Ein gewisser Hofmann von Küsnach wurde deßwegen vor Obergericht scharf gestraft. (Ernst hatte schon früher Pranger und Ruthe ausgestanden, Hofmann galt für einen liederlichen Menschen. Solche Leute standen in der „hehren Bewegung“ in erster Reihe.)

***) Ich habe von einer frühern Wunde eine Narbe.

Versammlung: „So lange der Scherr im Kanton bleibt, ist kein Heil und Frieden." Wo irgend einmal Einer eine Unannehmlichkeit oder Strafe wegen der Schule erlitten hatte, da hieß es: „Der Scherr ist schuld." Die Bußen wegen Schulversäumnissen, die Vorschriften wegen der Fabrikkinder kamen jetzt alle auf meine Rechnung. Wo ein Lehrer und sogar ein Schüler einen Fehler gemacht hatte, immer mußte zuletzt ich der Schuldige sein. Eine nicht unbedeutende Rolle spielten bei der Aufhetzerei die Altschulmeister, welche in Folge der Schulorganisation, wenn schon mit sehr günstigem Gehalte, in den Ruhestand versetzt worden waren.

Bei solchem feindseligen Treiben wird es doch leicht begreiflich, wie das aufgeregte Volk in Harnisch gegen mich gebracht werden mußte.

Nicht viel besser, als mir selbst, ja manchem eben so schlimm, erging es den Schullehrern. Es konnte nicht anders sein, als daß der Lehrstand, der die Bestrebungen des Erziehungsrathes am besten kannte, mit Unwillen die Beschimpfungen dieser Behörde vernahm, und dieselbe zu rechtfertigen versuchte. Es mußte denselben schmerzen, seine Bildungsstätte und den Seminardirektor, dem die überaus große Mehrzahl der Lehrer innig zugethan war, so besudelt und verleumdet zu finden. In dieser Stimmung versammelte sich die Lehrerschaft in ihren 11 Landkapiteln und beschlossen, in öffentlichen Blättern die gegen das Schulwesen und sie selbst gerichteten Vorwürfe zurückzuweisen, und zugleich das Seminar und den Seminardirektor zu rechtfertigen. (Beilagen III. a. b.) Alle Kapitel waren über diesen Schritt einig, und bald erschienen die kräftigen und deutlichen Erklärungen in den verschiedenen Blättern. Der Muth, mit dem der früher sonst so verachtete Stand der Landschullehrer dem städtischen und kirch-

lichen Volkssturm sich entgegenstellte, erbitterte die Feinde noch heftiger. Gewaltthätige Einbrüche ins Schulwesen fanden Statt. Die neuen Lehrmittel wurden an vielen Orten (namentlich in Schulen der Pfarrei Russikon) weggenommen, und die alte Schulordnung den Lehrern diktirt, die jedoch fast überall den festesten Widerstand leisteten. Hauptsächlich richtete sich die Wuth des Pöbels gegen eine schöne naturgeschichtliche Bildersammlung, die der Erziehungsrath den Schulgenossenschaften gratis zugestellt hatte; weil auf einer Tafel auch ein Vogel Strauß abgebildet war. All die alten Mährchen von der Stadler Emeute, z. B. man bete nicht mehr in der Schule, das Unser Vater sei verändert, die X Gebote seien nicht mehr vorhanden, wurden mit neuen Zuthaten aufgewärmt. Ueber den Sekundarlehrer B. in E. wurde ausgesagt, er habe erklärt, „Christus sei ein H.......d, und diese Worte dann sogleich auf mehrere Lehrer übertragen; Derjenige aber, der diese Angabe zuerst gemacht, erklärte nachher Folgendes in der Bürklizeitung Nr. 33, 1839:

„Ich erkläre hiemit, daß ich den Herrn Sekundarlehrer Baumann in Egg bei allen Denjenigen verleumdete, denen ich mittheilte, daß er in meiner Gegenwart gesagt habe, Christus sei ein H....... d. Ich wünsche sehr, daß meine Aussage als Verleumdung nicht weiter verbreitet werde. *)

Philipp Krähmeier
in Hinteregg."

Ein Lehrer in Wädenswyl, so hieß es am ganzen Seeufer, habe in der Schule zu einem Kinde gesagt, es gebe keinen

*) Die schändlichsten Verleumdungen brachte die Bürklizeitung in offiziellen Artikeln groß gedruckt; hingegen die Ehrenerklärungen versteckt unter den Anzeigen.

Heiland, worauf die Väter den Lehrer in der Schule durchgeprügelt hätten. An der ganzen Geschichte war kein wahres Wort. Besonders wichtig aber wurde folgender Vorfall behandelt. In einer Schule der Neumünster Gemeinde lärmten einige ältere Schüler, „es gebe jetzt auch wieder etwas Neues, man wolle eine neue Religion einführen; es komme jetzt der Strauß, der an keinen Gott und keine Unsterblichkeit glaube; man sollte ihn und den Scherr aufhenken." Der Lehrer verwies dem Schüler die rohen Ausdrücke, und sagte, nur Unwissende schmähen so. „Dann ist der Herr Antistes auch ein Unwissender," erwiederte barsch der Knabe. „Nein," fuhr der Lehrer fort, „derselbe wird auch keine so garstigen Reden führen." Nachher kamen die Schüler zu Herrn Antistes, und ein Bube, der später von der Schulpflege selbst als äußerst ausgelassen und frech bezeichnet wurde, soll gesagt haben, der Schullehrer Weber glaube das nicht, was der Herr Antistes lehre. Dieser Vorgang, zum Nachtheil des Lehrers auf das schändlichste entstellt, wurde sogleich im östlichen Beobachter Nr. 19 der Welt verkündiget; ja, was über alle Maßen lächerlich ist, sogar die allgemeine Zeitung, dieses Universal-Blatt, wurde in seiner Beilage Nr. 58 in einem Artikel umständlich mit diesem Bubengeschwätz beehrt, jedoch mit so handgreiflichen Unrichtigkeiten, daß jeder Unterrichtete einen solchen Versuch nur mitleidig belächeln konnte. Der Pfarrer in H ... sprach auf der Kanzel Folgendes:

„Was hat ein christliches Volk zu thun, wenn sogar die „Schullehrer, die Schullehrer! — denen wir die theuersten „Pfänder unserer Liebe, die Jugend anvertrauen müssen, den „Lehren eines Irrlehrers Gehör geben, denselben dem Volke „anpreisen, die Jugend irre führen, und ihr unchristliche

„Grundsätze einflößen, und so die zarten Keime des Gött-„lichen in ihr vernichten?"

„Das hat ein christliches Volk zu thun: diesem Unwesen „mit Macht und Kraft entgegenzuwirken, und wenn es nicht „besser wird, sich selbst Lehrer zu geben."

Der Pfarrer in K., der dem dortigen Schullehrer vor etlichen Jahren Dr. Straußen's Werk übergeben hatte, mit den Worten: „das sei eigentlich die Glaubensansicht aller Gebildeten", stand jetzt an der Spitze der Bewegung, und jammerte Sonntags auf der Kanzel: Ach, warum Christus nicht mehr in der Schule! — und in einem Bürgershause sagte er, der Schullehrer habe seit zwei Jahren keinen Religionsunterricht ertheilt, während gerade umgekehrt der Pfarrer nachlässig und der Schullehrer pflichttreu war. Ein fremder Privatlehrer in der Stadt hatte einem Mädchen bemerkt, die irdischen Verhältnisse seien im höhern Leben nicht mehr so vorhanden; sogleich berichtete der östliche Beobachter, ein Mädchen sei weinend nach Hause gekommen, und habe der Mutter geklagt, daß sie jetzt den verstorbenen Vater nicht wiederfinde. Ein bloß provisorisch auf ein entlegenes Bergörtchen angestellter fremder Schulvikar betrank sich auf einem Markte; alsbald brachte dieß die Bürklizeitung als einen Beweis von der Unsittlichkeit des jetzigen Lehrstandes. Obgleich aktenmäßig erwiesen war, daß von den 200 Seminarzöglingen, die auf Schulen angestellt waren, in vier Jahren ein einziger ein Verbrechen beging, wurden dennoch die jungen Lehrer als unsittliche Menschen, als Jugendverführer ausgeschrien.

Ich hielt es für Pflicht, alles Mögliche zu thun, um den guten Ruf des Seminars und die Ehre des Lehrstandes

zu retten. In dieser Absicht lud ich die Seminaristen ein, Samstags den 16. Nachmittags, da keine Schulstunde gehalten wurde, ins Seminar zu kommen. Dann ließ ich jedem der ehemaligen Zöglinge schreiben, er möchte seinen nächsten Vorgesetzten, den Herrn Pfarrer bitten, ihm ein Zeugniß über seine Leistungen und sein sittliches Betragen auszustellen, und dieß Gesuch auf die Verleumdungen stützen, die in den öffentlichen Blättern über die Seminarzöglinge erschienen seien. Während des Abschreibens von 220 Zuschriften kamen drei Seminarlehrer in den Saal, was sonst am Samstag Nachmittags nicht der Fall war, und ich zweifle nicht daran, daß am gleichen Nachmittage noch geistliche Mitglieder des Erziehungsrathes von diesem Versuch der Rechtfertigung in Kenntniß gesetzt worden sind; denn schon am 19. erhielt ich folgenden Brief.

Verehrtester Lehrer!

Der Herr Pfarrer Geßner, Präsident der Schulpflege, fand sich im Dorfe ein, zur Besammlung des Stillstandes, was sich mir als Gelegenheit darbot, den Herrn Pfarrer für die Ausstellung eines geeigneten Zeugnisses zu ersuchen. Nach sehr deutlichem Anschein wußte er schon, was für Zuschriften an die Schullehrer von Ihnen aus gelangt seien. Daher ließ er mich zu sich rufen (ich war eben bereit, sonst zu gehen) und sagte mir, daß er mich nur deßwillen verlange, um mir einen Gang zu ersparen, den ich wahrscheinlich auf Zürich zu ihm gemacht hätte, um ein Zeugniß einzuholen. Sie, die Herren Pfarrer hätten mit einander die Abrede getroffen, keinem Schullehrer ein solches Zeugniß auszustellen, bis sie amtlich aufgefordert würden; er würde sich kein Bedenken machen, ein wohlverdientes gutes

Zeugniß zu geben, könnte es aber aus diesem Grunde nicht thun.

Dieß bedauernswürdige Ergebniß meldet Ihnen nebst Versicherung wahrer Hochschätzung unter herzlichen Grüßen

Albisrieden, den 19. Februar 1839.

Ihr ergebener

Rudolf Stauber, Schullehrer.

Bald darauf erhielt ich auch die Nachricht, daß die geistlichen Kapitel Pfäffikon und Uster von den Dekanen die Weisung erhielten, keine Zeugnisse auszustellen, wie eine Zuschrift des Herrn Pfarrrr Häfeli in Bauma vom 22. Februar ausweist, und ein Brief von Schwerzenbach bezeugt.

So sehr lag es der städtischen Geistlichkeit daran, daß die Rechtfertigung des Schulstandes erschwert oder verhindert würde, daß wol besondere Boten ausgesandt wurden, um den Widerstand der Kollegen zu wecken, so wie auch besondere Berathungen darüber veranstaltet wurden. — Ueber diese Weigerung legen wir dem christlichen Leser nur drei Fragen vor:

1) Hat ein Angestellter das Recht, seinen nächsten Vorgesetzten um ein Zeugniß zu bitten, insofern es zur Wahrung seiner Ehre nöthig ist?
2) Hat ein Vorgesetzter die Pflicht, einer solchen Bitte zu entsprechen?
3) Was ist von einem Vorgesetzten zu halten, der dem Untergeordneten die Mittel verweigert, sich gegen Verleumdungen zu vertheidigen?

Ich will die schnöde Behandlung, die viele Schullehrer bei diesem Ansuchen erfuhren, nicht durch vielfache Belege hier darstellen, doch einige Beispiele kann ich nicht übergehen.

Hr. Pfarrer H. in M., ein Mann, von dem ich sagen kann, daß ich ihm viele Freundschaftsdienste erwiesen habe, fuhr seinen äußerst rechtschaffenen Lehrer mit den Worten an: „Was, ein Zeugniß wollet Ihr, etwa für den Scherr, zu seinen schlechten Zwecken." Der Lehrer, durch die verleumderische Zulage gekränkt, trat dem Tobenden mit kaltem Muthe entgegen, und sprach: Hr. Pfarrer, ich ersuche Sie um ein Zeugniß, und dazu habe ich das Recht; daß der Herr Scherr einen schlechten Zweck habe, glaube ich nicht. Die Sache kam vor den Stillstand, und der wohlerwürdige Hr. Präsident setzte seine Weigerung durch; der Lehrer wurde sogar höchlich bedroht, wenn er über die Weigerung nach Küsnach schreibe; er that es wirklich nicht, offenbarte aber einem Freunde seinen Kummer über diese barbarische Kränkung.

Dem ausgezeichneten Lehrer W. in T. wurde ein gutes Zeugniß ausgestellt, aber am Schlusse beigefügt; „Der Kirchenstand steht übrigens in der nicht unbegründeten Beglaubigung, daß Schullehrer W. seine mit Lob erwähnten guten Eigenschaften vor seinem Eintritt im Seminar bereits schon besessen, und dieselben nicht im Seminar erworben habe." Aber der Lehrer ließ sich diesen Spuck nicht gefallen, und seinem würdigen Ernst fügte sich der „Kirchenstand."

Einige Geistliche waren wirklich von unsinniger Feindschaft ganz verblendet. Dekan W. in U. verweigerte sogar einem wirklichen Seminaristen, der bloß auf Aushülfe auf einer Schule war, und über den doch der Seminardirektor jederzeit Berichte fordern konnte, das erbetene Zeugniß.

Sei es indessen, daß mehrere Geistliche jenes Verbot nicht erhielten, oder daß sie das Ungerechte einer solchen Weigerung

einsahen: ich erhielt doch innerhalb acht Tagen 124 Zeugnisse über ehemalige Seminaristen, und von diesen lauteten 122 vollkommen befriedigend und nur 2 zweifelhaft.

Am Freitag den 1. März ließ ich drei Nr. des pädagogischen Beobachters (9, 10, 11) gleichzeitig erscheinen. Sie enthielten: 1) Auszüge aus den Berichten der Bezirksschulpflegen *) 1838, welche in Hinsicht auf das Sittlich-Religiose dem Lehrstand ein äußerst günstiges Zeugniß geben; 2) jene 124 Zeugnisse (vollständig abgedruckt); 3) eine spezielle Rechtfertigung des Seminars und seines Direktors gegen alle Klagepunkte.

Noch glaubte ich aber, für das Seminar und den Lehrstand weitere Schritte thun zu müssen. Am Samstag den 23. Februar führte ich Beschwerde im Erziehungsrathe gegen jene Weigerung der Pfarrer, und stellte den Antrag, es sollten dieselben durch den Erziehungsrath aufgefordert werden, das Ansuchen der Lehrer zu erfüllen. Ich konnte an der Art, wie die Minorität meinen Antrag aufnahm, bald merken, daß sie jener Weigerung nicht so ganz fremde war; man machte mir Vorwürfe, und Prof. Escher glaubte sogar, den Antrag stellen zu müssen, daß ich die bereits erhaltenen Zeugnisse wieder zurückzusenden habe!! — Meine Erläuterung über die Lage der Lehrer rief jedoch den Beschluß hervor, es sollten mit möglichster Beförderung über alle Volksschullehrer des Kantons amtliche Zeugnisse eingezogen werden. Einige meiner Freunde

*) Mehrere der heftigsten Mitglieder des Zentralkomite's, z. B. Pfarrer Usteri in Kilchberg, Bezirksrichter März, ja Herr Hürlimann-Landis selbst, waren jahrelang Mitglieder der Bezirksschulpflegen, und stimmten jenen günstigen Zeugnissen über den Lehrstand bei.

und aufrichtige Beförderer des Schulwesens fürchteten, es möchte dieß in solch leidenschaftlichem Treiben ein sehr gefährliches Experiment sein; allein ich sah mit Ruhe den dießfälligen Ergebnissen entgegen. Als die Zeugnisse eingegangen waren, ernannte der Erziehungsrath eine Kommission, alle drei Mitglieder aus der Minderheit, und auf ihren Bericht faßte er folgenden Beschluß.

„Der Erziehungsrath, nachdem ihm von der verordneten Kommission zu Prüfung der laut Beschluß vom 23. Hornung d. J. über sämmtliche Volksschullehrer von den Sekundar- und Gemeindsschulpflegen eingezogenen Zeugnisse ist berichtet worden, daß über alle gegenwärtig an den Primar- und Sekundarschulen angestellten Lehrer Zeugnisse ausgestellt worden sind, wovon 448 vollständig befriedigend und nur 42 von solchem Inhalte sind, daß sie entweder als nicht ganz befriedigend oder als unbefriedigend zu bezeichnen sind (von diesen 42 Lehrern sind jedoch 25 nur provisorisch angestellt), hat nun am 13. April beschlossen: 1) Es sei dem Volksschullehrerstande des Kantons die Zufriedenheit des Erziehungsrathes mit seinen Leistungen und mit seinem sittlichen Benehmen zu bezeugen; 2) der Erziehungsrath spreche mit Bezug auf diese Ergebnisse die Erwartung aus, es werde der Volksschullehrerstand fernerhin unter allen Umständen auf solche Weise seine Ehre zu wahren sich bemühen; 3) derselbe hege die Hoffnung, daß jeder Lehrer von Neuem es sich zur Pflicht machen werde, an der Bildung der ihm anvertrauten Jugend fernerhin treu zu arbeiten, und seine Stelle um so weniger zu verlassen, als die Zeugnisse der kompetenten Behörden ihn haben überzeugen müssen, daß Pflichttreue und ein guter Charakter stets verdiente Anerkennung finden. — Dieser Beschluß wird in das Amtsblatt aufgenommen, besonders abgedruckt und den

sämmtlichen Volksschullehrern, so wie den Bezirks-, Sekundar- und Gemeindsschulpflegen mitgetheilt.

Actum Zürich den 13. April 1839.

Vor dem Erziehungsrath
der zweite Sekretär
H. Egli.

Es zeigte sich hier die Macht der Wahrheit in ihrer höchsten Kraft, und man muß insbesondere bedenken, daß die Pfarrer an der Spitze der Schulpflege stehen. Hirzel war freudig überrascht, und von da an sah er ein, wie ungerecht jene Anschuldigungen gegen den jungen Lehrstand waren, in die er früher selbst einigermaßen mit eingestimmt hatte. Jene 42 nicht befriedigenden Zeugnisse bezogen sich meistens auf unfähige Altschulmeister oder fremde Aushelfer; von sämmtlichen Seminarzöglingen waren bloß zwei, über die weitere Nachforschungen nöthig erachtet wurden.

Man hätte glauben sollen, auch die städtischen Blätter würden dieses ehrenvolle Resultat anerkennen; davon war aber kein Gedanke. Der östliche Beobachter Nr. 24 sagt: Was sollen diese Zeugnisse? Den Fortgang der Entwickelung wird kein Pack voll Zeugnisse hemmen. . . . Die Bürklizeitung sagte schon in Nr. 8, ich hätte die Seminaristen aufgefordert, von dem Präsidenten der Schulpflege Zeugnisse „**einzufordern**," und gibt sogleich einen abmahnenden Wink; in Nr. 9 ruft sie aus: Was sind amtliche Zeugnisse, was beweisen sie? Nichts, als daß ein Schullehrer kein notorisch erwiesenes Vergehen verübt habe.

Die amtlichen Zeugnisse galten der Bürklizeitung Nichts; hingegen glaubte sie alle ihre gegen das Seminar in offiziellen Artikeln verbreiteten Verleumdungen in Nr. 8 Beilage dadurch

zu rechtfertigen, daß sie sagt, „sie mache die Gerüchte über das Seminar nicht, sondern erzähle sie nur nach."

Trotz dieser Verleugnung aller Thatsachen von Seite der städtischen Organe machte das Ergebniß dieser Untersuchung in einem dem Lehrstand so ungünstigen Zeitpunkte großen Eindruck auf die öffentliche Meinung, und die feindlichen Stimmen im Großen Rathe verstummten, als Hirzel der Wahrheit Zeugniß gab, indem er den Zürcher Lehrstand einen ehrwürdigen nannte, der die Achtung des Großen Rathes verdiene.

Nach der Darstellung des gemeinsamen Kampfes, der für das Seminar und den Lehrstand entschieden siegreich und ehrenvoll durchgeführt wurde, gehe ich nun zu besondern persönlichen Erlebnissen über.

Kaum hatte die Volksbewegung einige Fortschritte gemacht, als mir die feindliche Stimmung, die man gegen mich zu erregen suchte, in mehreren einzelnen Vorgängen kund ward. Leute, mit denen ich sonst freundlich verkehrte, sahen mich scheu an, und wichen mir aus; andere, die mir nie recht günstig waren, ließen mich Hohn und Grobheit fühlen. Ich hatte kurz vorher einem jungen Bäcker einen Theil meines eignen Hauses vermiethet, und ihm mehrere Einrichtungen neu machen lassen; plötzlich erfuhr ich, er wolle mit Sack und Pack abreisen, ohne mir Anzeige zu machen, oder die Miethe zu bezahlen. Als ich Bürgschaft forderte, rief er mir spottend in Gegenwart des Gemeindaminanns zu: „Was mag auch so Einer sagen, der gar kein Christ ist." — Einige Tage darauf kamen zwei Männer und forderten ½ Eimer Wein für die Wachtgenossen, als herkömmliche Gabe für den

Hauseinzug. Nun war ich aber noch gar nicht in mein eignes Haus eingezogen, und sah auch aus dem Verzeichniß, daß die Forderung übertrieben sei. Dennoch gab ich Anweisung, den Wein in meinem Keller zu holen. Der Küfer machte einer ihn dorthin begleitenden Tochter Grobheiten, und verlangte vom besten. Ich ging nun selbst in den Keller, und forderte Ruhe, oder ich gebe gar keinen Wein. Als der Küfer den ½ Eimer gefaßt hatte und forttrug, schimpfte er: Da hab' ich nun den „Herr Jesus von Brütten Wein." — „Herr Jesus von Brütten" schien nämlich diesem ersten Glaubenshelden ein rechter Spottname auf mich zu sein. —

Eines Abends saß ich auf meiner Gartenmauer am See; Schiffe fuhren heimwärts. Da winkten und schrieen die Schiffleute, und als ich aufschaute, riefen sie mir zu: Mer kommet jeტ bald, und wend di ufhenke. Einigemal kamen meine 4 und 5jährigen Töchterlein heim und klagten, die andern Kinder hießen sie „junge Struße." Im Sternenwirthshaus rief Einer wüthend vor allen Gästen: Wenn der Strolhagels Schär in vier Wucha no do ischt, so will en i bi Gott vertrampe. Mehrmals wurde gedroht, die Turnvorrichtungen, Seminargalgen genannt, umzustürzen. In einer Nacht begann der Lärm heftig; die Stürmer ließen es aber mit Zertrümmerung von Thüre und Laden des Gartens bewenden.

Andern Abends beschäftigte ich eine Klasse im Turnschopfe mit Elementargymnastik; plötzlich flog ein großer Kieselstein zum Laden herein und neben mir an die entgegenstehende Wand. Wir schauten nach; der Thäter, ein 13jähriger Bube, ging langsam und höhnisch sich umsehend den Garten hinunter.

Die Drohungen, welche gegen meine Dienstboten ausgesprochen wurden: „das Seminar anzünden, den Schär in

Bach hinunterrühren rc. rc." und die wiederholten nächtlichen Unfuge machten mich etwas besorgt. Gerade an dem Abende, da jener Bube den Stein nach mir warf, ersuchte ich Herrn Bürgermeister Hirzel um Abordnung eines Vikars an eine gestörte Schule, und da mir in dieser Zeit Alles daran lag, daß wo möglich die Schulen in Ordnung blieben, schickte ich meinen Privatgehülfen mit einem Briefe deßwegen besonders in die Stadt. Der junge Mann kam in die Buchhandlung von Orell, Füßli und Komp., und klagte da, welchen Unfugen und Gefahren ich ausgesetzt sei, und sich die Regierung Nichts darum kümmere. Als er zugleich sagte, er müsse Herrn Bürgermeister Hirzel aufsuchen, um ihm einen Brief zu überbringen, so glaubte Herr Hagenbuch die Sache höchst dringlich, und ging deßwegen zu Landjäger-Hauptmann Fehr, und dieser ergriff einige Maßregeln. Es war gegen 1 Uhr Nachts, als eine Magd, die in einem andern Zimmer mit meiner Frau und einem kranken Kinde schlief, mich weckte, und mir voll Angst mittheilte, es seien Männer da, die an der verschlossenen Hausthüre pochten, und mich hinunter forderten. Mein Gehülfe war nicht aus der Stadt zurück, ich war der einzige Mann in dem großen Gebäude. Sogleich stand ich auf, lief ohne Licht auf den hintern Gang, und schaute im Dunkel auf den Hof hinunter. So viel mein kurzes Gesicht mir zuließ, erkannte ich drei Männer vor der Thüre. Ich rief: Wer ist unten? Leute von der Regierung, war die Antwort . . . Was wollt ihr? . . . Der Herr Direktor soll herunterkommen, wir haben einen Auftrag an ihn . . . Ich komme jetzt nicht hinunter, kommet ihr morgen, oder gehet zum Gemeindammann . . . Sie müssen kommen, wir müssen mit Ihnen reden . . . Hierauf traten die Männer näher zur Thüre, nun schrie ich hinüber zur Nachbarschaft um Hülfe, und es

mag wol sein, daß ich den Untenstehenden etliche derbe Worte zugerufen. Als sich Niemand in der Nachbarschaft regte, stieg unsere Kinderwärterinn, Katharina Huber, zum Fenster hinaus und über die Kirchhofmauer, um Leute zu rufen. Indessen hatte der Nachtwächter den Gemeindammann auf den Platz gebracht, und sogleich ging ich hinab, und öffnete die Thüre. Es ergab sich, daß ein Herr in Zivilkleidern und zwei Landjäger da waren, und der erstere entledigte sich nun seines Auftrages folgendermaßen: Ich habe Sie zu fragen, ob Nichts vorgefallen sei? — Die Sprechweise dieses Herrn ließ mich nach dem ganzen Vorgang schließen, die Leute hätten zu viel getrunken, welche Ansicht auch Herr Gemeindammann theilte; nachher jedoch wurde mir versichert, jener Führer stottere etwas merkbar.

Wegen meines Benehmens bei diesem gewiß sonderbaren Polizeiverfahren wurde ich dann in einem züricher Schmutzblatte (W. Tell Nr. 18) und in der Bürklizeitung auf die verächtlichste Weise behandelt, und der Feigheit beschuldigt.

Den folgenden Tag, den 21. Februar, läuteten die Glocken Nachmittags in Küsnach zur ersten Kirchgemeinde. Schon am Vormittag füllten sich alle Wirthshäuser. Ich sorgte, daß Lehrer und Seminaristen im Institutsgebäude waren, das an die Kirche angebaut ist. Düstere, grimmige Gesichter, noch unheimlicher aus dem Alltagsgewande schauend, drängten sich in den Tempel; Viele schon vom Weine erhitzt, Mehrere die brennende Pfeife im Munde, und so das Haus des Herrn beräuchernd. Bald vernahmen wir ein fürchterliches Gebrülle; Weiber und Kinder rannten in wilder Flucht vom Kirchhofe weg, ein Mann mit blutigem Gesichte stürzte schnellen Laufes den Kirchweg herunter der Seminarthüre zu; aber seine Verfolger waren so dicht hinter ihm, daß sie ihn sicher ereilt

hätten, wenn nicht der nächste zu Boden gestürzt, und er so entronnen, und schnell ins Seminar schlüpfend die Thüre hinter sich geschlossen. Die Männer polterten an der Thüre, und verlangten tobend Einlaß; als sie aber die Lehrer und Seminaristen auf dem Gang erblickten, zogen sie sich zurück. Die Leute waren so rasend, daß der Verfolgte, hätte ihn nicht der Zufall gerettet, gewiß von ihnen auf den Tod mißhandelt worden wäre. Er kam nun auf den Gang herauf, ich kannte ihn nicht, und erinnerte mich nicht, ihn je gesehen zu haben. Er berichtete, wie er in der Kirchgemeinde habe beantragen wollen, daß die Kirchgemeinde nach dem neuern Beschlusse des Erziehungsrathes um Errichtung einer 2. Professur petitionire, und darauf sei ein Tumult losgegangen, und er habe sich nur mit größter Mühe durch die Flucht retten können.

Böswillige Menschen schürten den Fanatismus noch mehr gegen das Seminar, indem sie aussagten, der Mann sei von mir zu diesem Antrage veranlaßt worden, obgleich ich nie ein Wort mit ihm gesprochen hatte.

Nach der Kirchgemeinde kam Herr Kohler, der als Ortsbürger derselben beigewohnt hatte, zu mir, und ich fragte ihn, ob nichts Ungünstiges über das Seminar gesprochen worden. Er verneinte es. Später kam Herr Denzler, und versicherte mir, wenn nicht Herr Pfarrer Bullinger sich aufs äußerste gewehrt, so wäre ein Anlauf aufs Seminar geschehen, auch sei im Komite mit 9 Stimmen gegen 3 ein Antrag gegen das Seminar und mich gefaßt worden, u. s. f. noch viel Beunruhigendes. Ich sagte Herrn Denzler, wie mir Herr Kohler das Gegentheil versichert, daß in der Kirche Nichts über das Seminar vorgekommen, auch könne ich nicht glauben, daß im Komite Herr P. B. so gegen mich gewesen. Herr Denzler versprach, sich nochmals zu er=

kundigen, und kehrte bald zurück mit den gleichen Angaben. Herr Kohler, den ich rufen ließ, behauptete das Entgegengesetzte; Herr Pfarrer Bullinger aber bestätigte so ziemlich Herrn Denzler's Angaben. Dieß führte nachher zu einer Erörterung in Gegenwart mehrerer Zeugen, bei welcher von Herrn Denzler sehr harte Worte gegen mich gebraucht wurden, und die ich nur ihm zu gute halten konnte, weil ich wußte, daß sein Eifer, ohne bösen Willen, die Schranken durchbreche, was er eben so schnell selbst bereue. Wundern sollte es mich indessen nicht, wenn mir die hier bewiesene fast zu große Mäßigung von andrer Seite mißdeutet werden wollte.

So viel stellte sich als sicher heraus, daß im Küsnacher Komite die Mehrheit einen dem Seminar ungünstigen Beschluß faßte, und mehrere sehr heftige Aeußerungen gegen mich vorkamen. Und das war ganz natürlich: 7 Mitglieder gehörten zu jenen Brunnengenossen, die es nicht ertragen konnten, daß ich mein Brunnenrecht anspreche, und ein achtes war ein Altschulmeister. — Hieraus sieht man, wie die Oberleitung mit den Ortsverhältnissen bekannt war, und ihre Leute zu wählen wußte.

Da in der Nacht nach der Gemeindsversammlung wiederum Unfuge Statt fanden, z. B. Fenster im Gesangsaal eingeworfen wurden, und die Drohungen sich immer gräßlicher vernehmen ließen, so ordnete der Gemeinderath in Küsnach eine Sicherheitswache für das Seminar, die aus den ordnungsliebenden Bürgern zusammengesetzt war, und zu zwei und zwei wechselte. Ich selbst hatte im innern des Hauses einige Vertheidigungsmaßregeln angeordnet, und eine Anzahl Seminaristen wachten in dem Lehrlokale. Das Seminargebäude, ein altes Kloster, war von drei Seiten ziemlich fest, auf der vierten ließ ich an den Fenstern Eisenstäbe anbringen. Unsere Ab-

rede war, von allfälligem Schimpfen, Fenstereinwerfen u. s. w. wenig Notiz zu nehmen; wenn aber ein Einbruch versucht würde, so würden wir mit Gewalt denselben abwehren.

Die wachhabenden Männer außer dem Hause waren vielfachen Neckereien ausgesetzt. Auf nachstehende vor dem Gemeindammann durch zwei ehrbare Bürger gemachte Anzeige glaubte ich endlich gerichtliche Klage führen zu müssen.

Erster Zeuge: Letzten Mittwoch Nachts war ich auf Anordnung der hiesigen Behörden auf der Wache beim Seminargebäude. Nicht lange währte es (es mag etwa ¼ vor 10 gewesen sein, so kam Heinrich Ernst, Bäcker von Goldach, Leonhard Elliker bei der Mühle und ein gewisser Egli (Heinrich ist sein Name, wie ich glaube) ab der Hochreuti über den Amtshof herauf; erstere zwei stellten sich sogleich an meine Seite, und Elliker bemerkte zuerst, ob ich auf der Wache sei; nachher aber wurde von Ernst gesagt, ob ich auch einem solchen Donnerwetter-Hagel-Kaibe gehe zu wachen, welcher Galgen und Rad und alle Donnerwetter auf dem Buckel trage; Elliker hat im Ganzen genommen mit eingestimmt. Ernst hat nachher ausgesprochen eine solche Wache zu ruiniren würde ihm nicht viel zu thun geben. Während diese Worte geflossen, kam N. N., der ebenfalls mit Wache hielt. Elliker hat schließlich noch gesagt, er ruhe nicht, bis alle Fremden aus der Gemeinde seien."

Zweiter Zeuge: „Letzten Mittwoch Nachts war ich auf der Wache. Ich kam etwas später, als mein Kamerad. Ich hörte, wie Heinrich Ernst bemerkte: es nehme ihn Wunder, daß man ein solches (auf das Seminargebäude zeigend) verwache, einen solchen Kaib, einen Siech, einen der Galgen und Rad auf dem Buckel habe. Leonhard Elliker habe gesagt, ein solcher sei ein Kaib, ein Schelm. Nach

her habe Ernst noch bemerkt, es gäbe ihnen, Ernst und Elliker, doch nicht viel zu thun, die Wache auf die Seite zu thun, und Elliker habe hinzu gefügt: Ja, er ruhe nicht, dennoch nicht, bis alle Fremden aus der Gemeinde seien."

Der Hauptlärm aber entstand in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar. Ich war Nachts 11 Uhr noch mit Arbeiten beschäftigt, als mir ein Extrabote ein amtliches Schreiben hinterbrachte, das die Nachricht enthielt, es würden am kommenden Morgen bewaffnete Haufen in die Stadt ziehn, und es wäre möglich, daß sie sich an dem Seminar vergriffen, oder doch den Schülern und Lehrern auf der Straße Unannehmlichkeiten zugefügt würden (Beilage IV). Augenblicklich sandte ich zu dem Gemeindammann, und gab ihm Kunde; einige der wachenden Seminaristen aber schickte ich zu den Lehrern und in die Kostorte der Seminaristen, mit der Anzeige, es möchten dieselben schon am frühesten Morgen in das Seminar kommen. Meiner Frau und meinen Kindern aber gab ich den Auftrag, sich mit den nöthigen Betten in aller Stille in ein entfernteres, freundlich gesinntes Haus zu flüchten. Ich blieb die Nacht auf, traf einige Maßregeln, und gegen Anbruch des Tages kamen die Lehrer und Zöglinge und auch einige Bürger von Küsnach. Der Schrecken vermehrte sich aber, als Dr. Haupt die Nachricht brachte, es hätte ihm Hr. Gimpert als sicher mitgetheilt, daß diesen Morgen ein Sturm auf das Seminar erfolge, und daß man dasselbe und das Haus des Regierungsrath Fierz verbrennen werde. Hr. Haupt drang theilnehmend in mich, ich möchte eine Abdankungsakte schreiben, und einige Gemeinderäthe mit derselben den nahenden Haufen entgegen senden; Hr. Denzler hingegen, und ihm stimmten auch einige Andere bei, wollte mich mit allen Ausdrücken der

Angst und der freundlichen Sorgfalt bewegen, das Seminar zu verlassen, und mich in seiner Wohnung zu verbergen; er hatte mich am Rock gefaßt, um mich wegzuführen; sie ließen die Kinderwärterinn mit meinem Söhnlein auf dem Arme mich beschwören, doch zu fliehen; aber mit festem Entschlusse befahl ich, das Kind in Sicherheit zu bringen, und erklärte: Hier auf dem Posten will ich bleiben und nicht weichen, es komme, was da wolle. Ich ging zu den Seminaristen, die sich mit einigen Waffen versehen hatten und kündigte diesen an: „Wer wünscht, das Seminar im Gedanken an seine Familie zu verlassen, der mag solches nur beförderlich thun." Als keiner gehen wollte, wies ich ihnen die Plätze an, mit der Mahnung, etwaigen Steinwürfen auszuweichen, keine Neckereien zu erwiedern, hingegen gewaltthätigen Einbruch abzuwehren.

Die Lehrer waren in ihre Wohnungen zurückgekehrt, mit Ausnahme Hr. Meyer's, der in dieser Zeit der Noth versprach, bei mir auszuharren. Von den Bürgern konnte ich keinen bewegen, im Seminar zu bleiben, sie zogen sich über die Brücke hinter den Bach zurück.

Es dauerte nicht lange, so kam Hr. Dr. Haupt mit der Nachricht, Pfarrer Zeller von Stäfa sei an der Post vorbei gefahren, und habe die zuversichtlichste Botschaft gebracht, daß kein Landsturm ergehe. Als sich diese Nachricht von anderer Seite bestätigte, entließ ich einen Theil der Zöglinge, und stellte für den Vormittag die Stunden ein.

Gegen 9 Uhr erneuerte sich der Lärm, und plötzlich sah ich im Seminarhofe etwa 20 Mann Landjäger mit aufgepflanzten Bajonetten. Bald darauf erschien der Gemeindammann auf meinem Zimmer, und bat mich um Gottes willen, ich möchte doch dazu beitragen, daß die Landjäger wieder

abzögen, es sei die Rede vom Sturmläuten u. dgl. Ich erwiederte, daß ich keine Nachricht in die Stadt gesandt, und die Landjäger nicht zu kommen veranlaßt habe. Herr Gemeindammann sagte, Herr Staatsrath Hegetschweiler sei hier, und äußere, wenn ich auf die Wache verzichte, so werde sie abziehen. Ich schrieb sogleich eine Erklärung, daß ich die Landjäger nicht gerufen habe, und auch nicht deren Dasein verlange. Hierauf zogen dieselben bald wieder ab; Herr Hegetschweiler würdigte den vielfach bedrängten Seminardirektor keines Besuches, und dieses sonderbare Benehmen trug wesentlich dazu bei, das Ansehen des Seminars noch mehr herabzusetzen.

Ueber die Vorgänge selbst diene Folgendes zur Erläuterung. Auf den 28. war das Zentralkomite nach Zürich berufen. Nun wurde den Tag vorher in den Seegegenden ausgesprengt, die Regierung wolle das Komite festnehmen lassen. Schnell organisirten sich in mehrern Gemeinden bewaffnete Freikorps, um die Mitglieder des Komite's zu begleiten, und bei dieser Organisation flossen die Drohungen, man wolle auf dem Durchzuge das Seminar überfallen und dasselbe, so wie das Haus des Regierungsrath Fierz, anzünden. Bald folgte zwar die Nachricht, daß die Regierung durchaus keine feindliche Absicht gegen das Komite hege; allein die Aufregungen und die Rüstungen waren schon so weit verbreitet, daß ein besonderes Sendschreiben des Antistes und viele abmahnende Emissäre nöthig waren, um den Zug zu hintertreiben; Nachts um zwölf war noch nicht Alles beruhigt. Diese Thatsache zeigt hinlänglich, daß allerdings die Gefahr eines Ueberfalls vorhanden war. Wie schon bemerkt, ich hatte keinen Bericht nach Zürich gegeben und keine Hülfe verlangt. Wer nun die Veranlassung zur

Absendung des Staatsrathes Hegetschweiler und der Landjäger gegeben, ist mir nicht bekannt. Vorzuwerfen habe ich mir über mein Benehmen bei dieser Sache Nichts, und es war eine der elendesten Verleumdungen, daß mir einige städtische Zeitungen Furcht und Feigheit vorwarfen. Die Bürklizeitung entstellte mein Betragen aufs schändlichste, gab aber in Nro. 9, Beilage deutlich zu verstehn, daß ich den Platz räumen sollte. Hätte ich das gethan, welcher Hohn und Spott wäre über mich ergangen. An Drohungen hat man es allerdings nicht fehlen lassen. Ich erhielt zwei Drohbriefe, der eine mit dem Poststempel Unterstraß, der andere Außersihl, die von Scheußlichkeiten strotzten, und in der Nacht vor dem Sonntag, da die Regierungsproklamation verlesen werden sollte, wurden Maueranschläge in Küsnach gemacht, welche aufforderten: „die Brut des Scherr zu vertilgen." Die Vorgänge in Küsnach wurden in der Ferne übertrieben, und in Winterthur mit allen Umständen meine Ermordung erzählt (Beil. V); eine wahrhaft christliche Zuschrift erhielt ich von Pf. Waser in Kloten, die ich jetzt wol, ohne ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten, bekannt machen darf (Beil. VI).

Es ist allerdings wahr, daß auch in Küsnach mehrere verständige Männer die Ausbrüche roher Gewalt zu verhindern, und das Seminar zu schützen suchten, und unter diesen bemerkte ich namentlich Gemeindammann Frymann, Quartierhauptmann Abegg, Dr. Brunner, Bezirksrath Fierz, Gebrüder Gimpert, Fenner, Sieber, Bindschädler u. n. A.; aber die überaus große Mehrheit ließ Vieles und selbst Arges befürchten. Die Anarchie hatte alle Polizei- und Verwaltungszweige so durchfressen, daß die Achtung vor amtlichen Personen und Verfügungen gänzlich verschwunden schien. Ich war in Mitte dieser gährenden

Elemente wie verschlungen; 14 Tage kam ich nicht in die Stadt, von Behörden und Freunden erhielt ich auch nicht einen einzigen Besuch oder Brief während dieser Zeit; ich gestehe, daß mich ein unaussprechlicher Ekel über diesen Zustand erfüllt hatte, und daß ich sogar einigemal den Wunsch rege werden ließ: wenn doch die Gewalt und das Ansehen der Regierung gänzlich aufgehoben sei, so wäre es besser, das Zentralkomite übernähme die oberste Gewalt, um doch wieder eine Garantie für Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu gewähren. Manchmal dachte ich Abends, morgen wird wol die Nachricht anlangen, Hürlimann, Rahn-Escher, Bluntschli, Muralt ꝛc. haben das Staatsruder ergriffen; wozu im Zeitpunkt der größten Anarchie eine einfache Proklamation ausreichend gewesen wäre. Und das Alles hieß man ein Wandeln auf gesetzlichem Wege!!

Das Zentralkomite hatte mich persönlich angegriffen. In seinem Sendschreiben an das Volk warf es mir in den zuerst versendeten Exemplaren Anmaßung, Unglauben und Streitsucht vor; in spätern Exemplaren wurden zwar die Vorwürfe gemildert, es wurden mir sogar „theilweise Verdienste" zugestanden, allein eine Stelle — war nun dieselbe aus Ungeschicklichkeit oder Perfidie so gestellt — konnte dem Volke die Ansicht beibringen, als ob es sich bei mir um „wirkliche Vergehen" handle. So war ich der in einer gedruckten Schrift vor allem Volke Angegriffene, Beschimpfte und Verdächtigte, und richtete nun zur Rechtfertigung ein gedrucktes Sendschreiben an das Zentralkomite. Ich konnte meinen gerechten Unwillen einigermaßen überwältigen, und glaube ohne Besorgniß jedem Urtheilsfähigen diese Schrift vorweisen zu dürfen; *)

*) Ein freies und belehrendes Sendschreiben ꝛc. Orell, Füßli und Comp.

es lag eine solche Masse von Irrthum und absichtlicher Unwahrheit in dem Sendschreiben des Komite's, daß es mir leicht wurde, zu zeigen, wie durch und durch faul und falsch diese Bestrebungen seien. Ich will hier nur einige Hauptpunkte herausheben. — Das Zentralkomite schrieb dem Volke, man müsse erstreben:

1) daß die Schule nicht ohne Religion sei;
2) daß die Schule nicht von der Kirche getrennt bleibe;
3) daß auch für den Religionsunterricht in der Primarschule die Zeit festgesetzt werde;
4) daß die hl. X Gebote, das Unser Vater und das christliche Glaubensbekenntniß wieder in den Schulunterricht aufgenommen werden;
5) daß der Kirchenrath seine Stimme über religiöse Lehrmittel abgebe;
6) daß im Seminar mehr Zeit auf den Religionsunterricht verwendet werde.

Hierauf antwortete ich unter steter Hinweisung auf gedruckte Gesetze, Verordnungen, Lehrmittel und Lehrpläne:

1) daß als obligatorische religiöse Lehrmittel in jeder Schule vorhanden seien: a) sittlich religiöse Erzählungen im ersten Lesebuch, b) biblisches Spruchbuch, c) biblische Geschichte, d) religiöses Liederbuch, e) Kirchenlieder, f) das Neue Testament; ferner, daß für jede Primarschule wöchentlich 6 Religionsstunden anberaumt seien (5 Alltags-, 1 Repetirschule); ferner, daß zur bessern Behandlung des Stoffes die Lehrer besondere gedruckte Anleitungen und praktische Uebung erhalten;
2) daß der Pfarrer privilegirter erster Schulvorsteher sei, daß derselbe den Religionsunterricht der Repetirschule zu besorgen habe, daß der Schulunterricht auf den kirchlichen

Unterricht vorbereite und den Kirchengesang ausdrücklich zu fördern habe;

3) daß eben, wie schon gesagt, dem religiösen Unterricht 6 Stunden förmlich ausgesetzt seien;

4) daß die hl. X Gebote in der biblischen Geschichte, das Unser Vater im Spruchbuche stehe, hingegen das Glaubensbekenntniß für den kirchlichen Katechismus bestimmt sei;

5) daß eine Kommission des Kirchenrathes die religiösen Lehrmittel geprüft, und größtentheils selbst verfaßt habe;

6) daß nach dem Lehrplan im Seminar wöchentlich immerfort 12 Stunden Religionsunterricht ertheilt worden seien, und zwar zunächst von züricher Geistlichen.

Die Leser werden erstaunen; aber so wurde die Sache getrieben. Handgreifliche Unwahrheiten warf man unter dem Scheine der edelsten Tendenzen mit frommer Miene vor das erbitterte Volk. — Was die persönlichen Kränkungen waren, die mir von dieser Seite zugefügt wurden, so konnte ich sie um so leichter zurückweisen, da über Angriffe gleicher Art kaum einige Monate vorher ein städtischer Wortführer auf meine Klage hin vor Obergericht „der Verletzung der Amtsehre durch Verleumdung" schuldig erklärt und schwer gestraft worden war.

Mein Sendschreiben muß wirklich das Zentralkomite hart getroffen haben; es berieth sich darüber, wie man den empfindlichen Schlag abwehren wolle, und Einer erhielt den Auftrag, dieß zu versuchen. Es erschien nun eine Druckschrift gegen mich, unterzeichnet „Der Zweiundzwanzigste", und man sagte, Pfarrer Schinz in Oberwinterthur sei derselbe.

Dieses gedruckte Schreiben des 22sten zeugte aber einerseits von solcher Armut des Geistes und solcher Unlauterkeit des Herzens, daß ich in einem fast zu bittern Tone die häßlichen Anschuldigungen zurückwies. Der Republikaner Nr. 25 ent-

hielt eine ausführliche Kritik der hämischen Schmähschrift des 22sten, und wir wollen hier einen gemilderten Auszug dieser Kritik einschalten, wodurch der Leser einigermaßen ein Bild der damaligen Kämpfe erhält.

„Bekanntlich trat der Seminardirektor den Leuten fest unter die Augen, und forderte sie bei ihrer Ehre öffentlich auf, doch nun zu sagen, welche Vergehen ihm vorzuwerfen seien. Aus der Antwort des 22sten der XXII *) können wir nun sehen: „Scherr habe bei der schweizerisch-gemeinnützigen Gesellschaft eine zotenhafte Parodie auf ein Gelegenheitsgedicht gemacht." Wir erinnern uns der Sache. Scherr saß beim Mahle in heiterm Kreise (Regierungsrath Rüegg, Ott-Usteri, Erziehungsrath Eßlinger, Oberrichter Orell u. A.): da brachte man ein zierliches gedrucktes Blatt, und darauf ein geistloses Lied von einem jungen Geistlichen. Der Gesellschaft wurde die Zumuthung gemacht, dieses Ding mit Begeisterung zu singen. Während die Musik die Melodie spielte, setzte augenblicklich Scherr mit Bleistift an den Rand eine Parodie, die von dem Kreise mit großer Freude gesungen wurde, da hier wirklich Witz sich offenbarte, von Zoten war keine Spur. Aber diesen Witz hatte der geistliche Herr in zwei Jahren nicht vergessen, und nun muß das Glaubenskomite denselben strafen.

Der 22ste sagt S. 1, daß der Religionsunterricht in der neuen Volksschule nicht mehr so gut ertheilt werden könne, da der Pfarrer die Kinder nicht mehr aus verschiedenen Schulen zusammenziehen darf, sondern „der Unterricht in den verschiedenen einzelnen Schulen ertheilt werden muß."

Jene Angabe ist eine pure Lüge; **) denn es heißt im

*) Das Zentralkomite besteht aus XXII.

**) Daß hier geradezu von Lügen die Rede ist, rechtfertigt



Gesetze vom 15. Januar 1834 §. 8, daß zwei Schulen zum Religionsunterrichte zusammengezogen werden können, ja sogar „durch die Gemeindsschulpflege eine andere Anordnung erzielt werden möge."

Eine zweite Lüge liegt in der Behauptung (S. 2), daß der Erziehungsrath das religiöse Spruch- und Liederbüchlein bloß zur Gedächtnißübung bestimmt habe; denn es fordert die vom Erziehungsrathe genehmigte Erklärung des Lehrplanes S. 221 Folgendes: „Bei den religiösen Beispielen soll der Lehrer vorzüglich Andacht und Ehrfurcht in den Herzen der Schüler erwecken, und sich darum in Fragen und Erklärungen, so wie in seinem Betragen nach diesem Zwecke richten. Die Sprüche müssen von den Schülern auswendig gelernt werden, aber erst dann, wenn der Inhalt ihnen erklärt worden ist, und wenn sie dieselben deutlich, natürlich und mit gehöriger Andacht vorzutragen angeleitet sind."

Die Art dieser Lüge ist so grell, daß man meinen sollte, es wäre an einer dieser Sorte genug, aber es folgt die dritte Lüge, indem S. 3 behauptet wird, auch das Schulgesangbuch werde durch die Lekzionspläne nur zur Gedächtnißübung und zum deklamatorischen Vorsprechen und Vorlesen bestimmt. — Und doch heißt es S. 222 der Erklärung: „Ehe ein Liedervers auswendig gelernt wird, soll der Inhalt dem Schüler richtig erklärt worden sein", und S. 228 ist sogar katechetische Behandlung von Sprüchen und Liederversen gefordert. — Auch hiemit ist noch nicht genug, eine vierte Lüge folgt. Der 22ste behauptet S. 3, daß es die mehrerwähnten (vom Erziehungsrathe vorgeschriebenen) Lekzionspläne den Lehrern freistellen,

---

sich durch die Stellung des 22., der als Schulvorsteher mit den Gesetzen und Verordnungen bekannt sein mußte.

die religiösen Lehrmittel oder aber Realistisches zu gebrauchen. — Nun bitten wir das Publikum, doch zu beherzigen, daß hier in drei Lügen von Lekzionsplänen, die als eine bindende Vorschrift vom Erziehungsrathe gegeben seien, die Rede ist, und man erstaune über die Unwissenheit oder Lügenhaftigkeit dieser Menschen! Der §. 21 des Schulgesetzes verordnet ausdrücklich, daß die Gemeindsschulpflege in Zuzug des Lehrers den Lekzionsplan entwerfe, und die Bezirksschulpflege denselben genehmige. Der Erziehungsrath hat zwar Lekzionspläne mitgetheilt, aber daß er diese nicht als eine bindende Vorschrift anerkennen wolle, das sagt er ganz ausdrücklich in §. 6 einer dießfälligen Verordnung. Ob dem 22. bei solchen schlechten Geschäften das Gewissen aufgewacht, wissen wir nicht; aber er verdreht dabei gewaltig die Augen, und wünscht in frommen Ergüssen, es möchte doch täglich eine halbe Stunde dem Religionsunterrichte gewidmet werden. Und bestimmte doch der Erziehungsrath für die Alltagsschule wöchentlich 5 Stunden (S. 169 der Gesetzessammlung), also täglich eine ganze Stunde für den Religionsunterricht.

Der 22ste scheint eigentlich in Lügen baden zu wollen. So sagt er S. 6: der Seminardirektor stelle alle Anträge, alle Berichte und Gutachten im Erziehungsrathe. Was sagen wohl die Herren Rüegg, Bleuler, Weiß u. A., daß sie vom Glaubenskomite bloß als Wachsfiguren behandelt werden?

Der Republikaner hat schon einmal ausgesprochen, daß der herrschende Fanatismus nicht einmal ein ehrlicher sei. Zu dieser Behauptung gibt die vorliegende Schrift einen schönen Beleg. — Scherr beklagte sich darüber, daß das Sendschreiben der XXII die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Vergehens von seiner Seite unter das Volk geworfen habe. Darüber ruft ihm nun der 22ste zu: Schämen Sie sich!! Wir

machen auf die Stelle des Sendschreibens aufmerksam, sie lautet: Gesetze und Verfassung sichern dem Seminardirektor denjenigen Schutz, den jeder Bürger in Anspruch nehmen kann, daß er nämlich, wenn er selbst wirkliche Vergehen sich sollte haben zu Schulden kommen lassen, deßwegen nicht rechtlos dastehe. — Nun sagt der 22ste, es sei hier gar nicht auf den Direktor bezogen, wenn von Vergehen die Rede sei. Ganz sicher ja haben die Kirchgemeinden das Vergehen auf den genannten Seminardirektor bezogen; denn man muß wissen, wie solche Leute die Worte nehmen. Ob die XXIIer diese Wortstellung aus Ungeschicklichkeit oder Bosheit so gesetzt, wollen wir nicht entscheiden; daß aber der Direktor mit Recht sich über diese schändliche Phrase beklagt, das muß Jedem klar werden, und statt der schuldigen Genugthuung antworteten ihm die XXII mit einer Beschimpfung.

Die schreiendste Bosheit aber liegt in folgendem Satze des 22sten Seite 8: „Wissen wir kaum, ob und was für einen Gott Sie haben." — Was sollen wohl die Leser des Bürkli hieraus lernen? Nichts Anderes, als: „der Scherr glaubt an keinen Gott." Indem wir dieß bezeichnen, hoffen wir einen Abscheu dagegen zu verbreiten, sonst würde uns in der That die Sache zu gemein vorkommen.

Es ist traurig, wenn ein Geistlicher behaupten mag, man könne in 3 Jahren das heilige Unser Vater nicht auswendig lernen, man brauche dazu 6 Jahre. Ferner das Glaubensbekenntniß, das man im 16ten Jahre ablegen sollte, müsse 10 Jahre lang ins Gedächtniß geprägt werden, „damit der Same aufgehen könne" (S. 4). Solche Sachen erinnern wirklich an die finstersten Zeiten des Pfaffenthums, und wir begreifen, daß sich die Kapuziner in Rapperswyl so ungemein

über die Thätigkeit und Unthätigkeit mancher reformirten Pfarrer freuen u. s. f."

In solchem Tone und mit solchen schlagenden Gründen wurden die Angaben des Zentralkomite's gewürdigt und berichtigt. Der 22. hat zwar noch ein Sendschreiben an mich gerichtet; mir wurde jedoch dasselbe nicht übergeben, sondern wahrscheinlich im Stillen bloß an die Gläubigen vertheilt. Ein guter Freund bekam eines der Exemplare in die Hände, und schickte es mir zu. Der Inhalt ist ganz erbärmlich, und aller Witz und alle Wahrheit besteht darin, daß ich per „Er" angeredet werde. Einige vergebliche Windungen und Krümmungen, um die Last der Lügen abzuschütteln, beweisen ganz klar, wie hart der 22. durch die Macht der Thatsachen gezüchtigt worden war.

Eine andre gedruckte Schmähschrift fand einer meiner Zöglinge auf einem öffentlichen Platze in Zürich an einem Baume angenagelt; obenher war mit Bleistift geschrieben: „Möglich schnell zu publiziren" (unterzeichnet „Sp. oder Sch.") Der Titel lautet: „Der Seminardirektor Scherr und seine Zöglinge gegenüber der christlich-evangelischen Kirche." Der Inhalt ist ungemein fade. „Herr Scherr ist schlau wie ein Fuchs" und ferner „Herr Scherr ist in allen Fällen ein schlauer Taktiker" — das sind die Hauptargumente dieser Schrift. Ich verwies den Verfasser gelegentlich auf Lenau, der einem Unberufenen sagt:

Kommt der Bursch in seinem Streitwahn,
Unter tausend Stümperängsten,
Tief zu Esel auf die Reitbahn,
Dröhnend von Araberhengsten.

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehn,
Und als Schuster flick' die Sohlen
Schlechtbeschlagnen Renommeen.

Während dieser Zeit voll Unruhe, Verdruß und Kampf war ich bloß zweimal in die Stadt gekommen; einmal, um der Sitzung des Erziehungsrathes beizuwohnen, ein andermal zur Direktorialkonferenz der Lehrer. Unmittelbar vor jener Sitzung ging ich auf das Kaffehaus zum Rothen Thurm, und wurde in den obern Saal gerufen, wo eben die Häupter der Republikaner in Berathung saßen. Hier offenbarte sich diese Partei in ihrer ganzen Rathlosigkeit und Auflösung. Die Entschlossenen forderten, daß der Regierungsrath Truppen einberufe, und wenn diese nicht Folge leisten, sogleich eidgenössische Hülfe verlange. Ich stimmte dieser Ansicht unumwunden bei, und konnte mich einiger bittrer Bemerkungen über die Schwäche der Regierung nicht enthalten. Etwas heftig rief mir ein Mitglied des Regierungsrathes zu: „Um Ihretwillen brächten wir nicht Einen blauen Mann (Soldaten) auf die Beine." „Nun," erwiederte ich, „so will ich Ihnen versichern, daß ich um der Regierung willen noch einige hundert Schullehrer auf die Beine brächte." Ich glaube wirklich nicht zu viel versprochen zu haben, denn sehr viele Lehrer hatten sich meinem Rufe bereitwillig erklärt. Als ich die Worte und Mienen dieser Versammlung wahrgenommen, konnte mir über den Ausgang der Sache kein Zweifel mehr übrig bleiben, um so weniger, da ich selbst unter dieser Elite der Republikaner einige Menschen erblickte, denen ich nicht über die Thürschwelle hinaus getraut hätte. Eine ernste wirksame Maßregel war da nicht zu erwarten, wo man das Amt höher als die Würde schätzte, und das Rettungsmittel einzig im Nachgeben und in günstigen Zufällen suchte. Auf Anordnung des Staatsanwaldes begleitete mich ein Landjäger in Zivilkleidern nach Hause. Gerade als wir am Seminar anlangten, traten die Herren Gimpert und Fierz hinzu, und sagten mir, daß so eben

wieder Steinwürfe gegen die Fenster und das Dach geschehen seien. Es war der Abend nach der zweiten Kirchgemeinde, und die Pöbelwuth fortwährend im Steigen. In diesen Tagen kam auch Herr Statthalter Gujer wieder nach Küsnach, würdigte aber dießmal den Seminardirektor keines Besuches.

Die Direktorialkonferenz mit den Lehrern fand am 18. März, an dem Tage der wichtigsten Großrathssitzung, Statt. Nachmittags, als dieselbe geendigt war, sah ich mich etwas genauer in der Stadt um. Vor dem Rathhause waren starke Volkshaufen, aber alles Leute aus der untersten Klasse, denen man recht deutlich ansah, daß sie eben so unfähig zu einer vernünftigen Ueberlegung, als zu einer kräftigen That waren. Ich ging mehrmals zwischen den Haufen hindurch. Einige deuteten auf mich, aber beleidigt wurde ich nicht. Auch das Zentralkomite zog durch die Straßen, seine beaufsichtigende Sitzung hielt es auf der Schmidtstube, hatte jedoch zeitig Botschaft erhalten, daß seine Forderungen unzweifelhaft erfüllt würden, und somit eine weitere Demonstration überflüssig wäre. Ich wollte den Ausgang der Sache abwarten, und harrete Nachts auf dem Rothenthurme. Gegen 11 Uhr endlich traten noch mehrere Großrathsmitglieder in den Gesellschaftssaal. Hirzel war ungemein aufgeregt; er gab ein Zeichen zur Stille, erhob sich, und rief mit bewegtem Gemüthe: „Freunde, wir haben eine Niederlage erlitten; geben wir aber Muth und Hoffnung nicht auf! Es kann nicht anders kommen, auch das züricherische Volk muß der Stimme des Rechts und der Vernunft einmal wieder Gehör schenken, und ich glaube jetzt noch, die Zeit werde nicht ferne sein, da wir den heute Verbannten mit Freude unsere Hochschule betreten sehen." Nach Hirzel sprach Staatsanwald Ulrich einige Worte, die eine ziemliche Bitterkeit gegen den ersten Sprecher durchblicken lie-

ßen; auch von andrer Seite vernahm man harte Worte. Es schien nämlich die Ansicht zu walten, daß die Sache besser gegangen wäre, wenn Hirzel in Uebereinstimmung der heftigern Republikaner die Fragestellung im Großen Rathe in der Art unterstützt hätte, daß die Frage über Dr. Strauß Entlassung zugleich die Frage über die Aufhebung der Hochschule mit inbegriffen hätte, wodurch, wie jene behaupteten, die Städtischen zum Rückzug gezwungen worden wären.

Da ich wegen der auf den nächsten Morgen angesagten Sitzung des Erziehungsrathes in der Stadt bleiben mußte, so hielt ich mich bis ziemlich spät in der Gesellschaft. Ich saß mit einem engern Kreise im Nebenzimmer und Hirzel unter uns. Ed. Geßner behauptete: Die nächste Forderung heißt: Scherr weg! Da wurde Hirzel heftig: „Nein," schrie er, „Scherr muß nicht weg! machen Sie nicht durch solche Reden den Männern, die heute mit blutendem Herzen zur Mehrheit stimmten, die Sache noch schwerer." Snell schüttelte den Kopf, und sagte trocken: „Ich halte die Sache für höchst gefährlich, zum Theil für verloren." — Ich aber dachte: Nicht nur „Scherr weg", sondern auch „Hirzel weg" — wird es in Kurzem heißen, und ich konnte mich nicht von dem Gedanken trennen, daß in dem gefaßten Beschlusse der Keim zum Untergang der bestehenden politischen Ordnung enthalten sei. *)

V.

Vaterschmerz und Lehrerfreude.

Was mich in diesen trüben Stunden erheiterte, und mir den Stoff zu glücklichen Bildern in der Zukunft gewährte,

*) Vielleicht erinnert sich Herr Schneider von Näterschen noch meiner Prophezeiung.

das war der Hinblick auf meinen kleinen Adolf, der schon in den ersten Perioden der Entwickelung hoffnungsreiche Blüthen durchschimmern ließ. Um wenigstens einige Zeit, ferne vom Getümmel des Kampfes, die Entfaltung der zarten Blume frei und freudig betrachten und genießen zu können, sehnte ich mich weg vom Kanton Zürich, und da meine Gesundheit sehr gelitten hatte, namentlich aber eine zunehmende und sehr spürbare Schwäche in den Gehörorganen mir Ruhe und Stärkung und einen Versuch zur Heilung höchst wünschbar machten; so hielt ich um einen dreimonatlichen Urlaub an, der mir für die Monate Juni, Juli und August gewährt wurde. In den Osterfeiertagen reiste ich nach Konstanz, und miethete da ein Landgut, die untere Hochstraße genannt. Die öffentlichen Jahresprüfungen am Seminar wurden in der letzten Woche April's abgehalten; beide Prüfungstage hindurch waren die Säle zahlreich von Schulfreunden besucht; vergeblich aber war die Einladung an die Gegner der Anstalt, sie konnten ihr Gewissen bei bloßen „Gerüchten" beruhigen, wenn dieselben nur recht ungünstig lauteten. Die öffentlichen Zeugnisse über die Leistungen der Anstalt, und zwar von Männern, denen Niemand die Neigung zur Schmeichelei vorwerfen kann, waren sehr günstig; ebenso wurden die Kommissarien über die Ergebnisse der folgenden Spezialprüfungen für Aufnahme in den Schulstand in hohem Grade befriedigt: was beiderseits den Beweis lieferte, daß das Seminar auch bei mancherlei Störungen seine Aufgabe dennoch zu lösen wußte. Ich beförderte die Anstalten zur Abreise, und schon auf Samstag den 11. Mai waren die Wagen bestellt, um meine ganze Familie nach der Hochstraße zu bringen. Aber am Mittwoch vorher trat Morgens meine Frau vor mein Bett und klagte, Adolf habe eine sehr unruhige Nacht gehabt. Erschrocken

eilte ich zu seinem Lager, und wie ein tödtlicher Stich fuhr mir's durch das Herz, als ich sein Antlitz betrachtet: Ach, das waren die Spuren jener fürchterlichen Krankheit, die mir schon zwei holde Söhne geraubt. Vergeblich war des Arztes Tröstung, es sei ein vorübergehendes Fieber: die Unruhe und das Leiden des Kindes wuchsen, die Reise mußte abgestellt werden. Schon am Freitag rechtfertigten sich meine Besorgnisse, eine Hirnentzündung hatte sich des armen Kindes bemächtigt; die ärztlichen Mittel wollten nicht wirken; am Samstag Abends lag er todesschwach und todesbleich vor meinen Blicken; doch jetzt schien eine heilsame Krisis einzutreten: ein milder Schweiß drang hervor, die gichterischen Zuckungen ließen nach, und ein natürlicher Schlaf kam auf ihn nieder. O welch ein Sonntag, als Adolf mich wieder ruhig und liebevoll ansah, als die Aerzte mir sichere Heilung versprachen. Ja das war ein Auferstehungstag meines kranken Herzens.

Die Genesung schien glücklich fortzuschreiten; doch bemerkte nach etlichen Tagen der Arzt, daß zur gänzlichen Herstellung wol etliche Wochen erforderlich wären, und vor Allem Stille und Ruhe die wesentlichsten Bedingungen seien. Diese Bemerkungen und die bestimmte Aeußerung, daß keine Gefahr vorhanden sei, brachten uns zu dem Entschlusse, das kranke Kind unter der Obhut einer treuen Wärterinn zu lassen, und am Samstag vor Pfingsten abzureisen, was der Arzt besonders auch darum billigte, weil so erst die wünschbare Ruhe und Stille im Hause eintrete. Doch am Morgen der Abreise kam der Geist der Schwermuth über mich. Ich trat zu Adolf, ihm den Abschiedskuß zu geben, aber ich mußte zurücktreten, denn ein Strom von Thränen bedeckte mein Gesicht. — Wieder kam ich hinzu, und unwillkürlich drang der Schmerzensruf aus meiner Brust: Ach! ich kann nicht fort, ich kann nicht fort

von Adolf! Mutter und Töchterlein führten mich weg und zum Reisewagen, stumm und traurig fuhren wir weg; trüb und regnerisch war der Himmel, kalt und feucht die Erde; Nachts um 11 Uhr langten wir an der untern Hochstraße an.

Wenn ich an den folgenden schönen Frühlingstagen durch die herrlichen Anlagen des Landgutes wandelte, und mir Blumen und Blüthen entgegen lachten; da sagte ich zu mir selbst: „Ei, wie wird sich Adolf freuen, wenn du ihn da herum führst", und kaum war mir der süße Wunsch entschlüpft, als schon gespenstig aus dem Hintergrunde meiner Seele der traurige Gedanke emporstieg: „er wird nicht hieher kommen." Nachrichten gingen und kamen; aber nach 10 Tagen konnte ich's nicht mehr aushalten, die Sorge hätte mir das Herz gebrochen, und so eilte ich hinunter nach Küsnach. Schnell ging die Fahrt, aber doch meiner Sehnsucht viel zu langsam. Von Zürich eilte ich zu Fuße fort, aber kaum ein Reiter hätte mich eingeholt; bebend und todtenblaß trat ich in das Haus: des Knaben Blick erkannte mich, aber er war sehr schwach und leidend. Tags darauf öffnete sich ein Geschwür im innern Ohre, und dieß hielt der Arzt für ein so günstiges Zeichen, daß er mir sagte: „Reisen Sie nur zu ihrer Familie zurück, in 10 Tagen will ich Ihnen den Kleinen selbst bringen." Getröstet folgte ich seinem Rathe —. Doch wenige Tage, und schon nahte ein Unglücksbote. Nochmals eilte ich hin, und den andern Abend starb Adolf in meinen Armen. So hatten sich meine schrecklichen Ahnungen erfüllt. Der Schmerz überwältigte mich, und ohne den Trost und Beistand edler Freunde wäre ich, ein Verzweifelnder, unfähig gewesen, mich wieder aufzurichten. Ich kehrte nach der Hochstraße zurück, und konnte der jammernden Mutter Nichts geben, als meine Thränen, eine

Haarlocke und ein Bildniß des Sohnes, von dessen Sterbebett sie das Schicksal getrennt.

Wie waren die Winke des Schicksals gemeint? Als ich 1836 eben daran war, das Seminar zu verlassen, da trat der Tod meines ersten Sohnes dazwischen; als ich 1837 in gleichem Vorsatz zwischen Nachgeben und Beharren schwankte, da starb mein zweiter Sohn, und wie ich 1839 verreisen wollte, da schien es, als ob die Krankheit meines dritten Sohnes mich zurückhalten müßte. Wer deutet mir dieses sonderbare dreimalige Zusammentreffen gleichen Schicksals? Die schönen Bilder, mit welchen im Voraus die Phantasie meinen Aufenthalt auf dem herrlichen Landgute ausgeschmückt, hatte der Tod zerstört; aber es war doch gut, daß ich von Küsnach entfernt war. Auf dem einsamen Sitze konnte ich meinem Schmerze so in rechter Fülle nachhängen; ich konnte ungestört in einer Laube an einem Sommerabende mich in Thränen laben; ich konnte meinen vollen Schmerz ausgießen über die lieblichen Fluren auf einem stillen Spaziergange. Wer einmal so recht traurig gewesen, der weiß, welche düstere Lust in dieser Hingabe an den innigsten Schmerz zu finden ist. Möge Keiner darin durch die gewöhnlichen Trostversuche gestört werden!

Ich theilte meinen Schmerz theilnehmenden Freunden in einem Gedichte mit, und setze dasselbe hier bei, mit der Bemerkung, daß selbst aus diesen Versen den Leuten bewiesen wurde, wie unchristlich meine Gesinnung sei.

Der Vater.

I.

Am wärmsten hat mein Herz bei diesem Wunsch geschlagen:
Auch einmal einen Sohn im Vaterarm zu tragen.

Der Wunsch war mir gewährt: Ein Knabe engelmild,
Auf seinem Aug' erglänzt des frohen Vaters Bild.

Und als er kaum begann mit Namen mich zu grüßen,
Ließ mich der kalte Tod die Vaterfreude büßen.

Die tiefe Wunde war allmälig zugeheilt,
Da ward ein zweiter Sohn vom Glück mir zugetheilt.

Die Monden zählte ich, die Tage und die Stunden,
Wie alt der erste war, als ihn der Tod gefunden.

Du herber Knochenmann, hast auch mit mir gezählt;
Hast auf denselben Tag das Opfer dir gewählt.

Wie quälst den zweiten du in langem, bangem Schmerz,
Und senktest grinsend ihm den Dolch ins junge Herz.

Hast du noch nicht genug, willst noch einmal mich äffen?
Wird wiederum dein Pfeil den dritten Sohn mir treffen.

Doch Nein! Er überlebt gesund die dunkle Zeit
Und blüht gar herrlich auf in Kraft und Munterkeit.

II.

Wie sich nun durch das Land die Frühlingsdüfte gießen,
Wollt' ich auf stiller Au das Leben rein genießen.

Nun schicken wir uns All' zur frohen Hinfahrt an,
Die Wagen kommen schon, bald ist erreicht die Bahn.

Da meß' ich prüfend noch, wie lang des Sohnes Leben:
Ihm ward allein so viel, als jenen zwei gegeben.

Und wie ich dieß bedacht, nimmt mich der Schrecken ein;
Ich schleiche rasch und bang ins enge Kämmerlein.

Der Kleine schläft wol still, doch blaß sind seine Wangen,
Und auf den Lippen, ach! ist alles Roth vergangen.

Er zuckt in Fieberangst, die Augen brechen auf;
Verworren ist sein Blick, es tobt der Adern Lauf.

Schon bist du wieder nah, du Mörder meiner Söhne,
Es künden deine Hand des Knaben Jammertöne.

Du gabest dießmal ihm nur eine Doppelfrist,
Damit mich doppelt trifft die grause Todeslist.

Die Hoffnung ist versiegt, das Leben ziehet aus;
Ich weine meinen Schmerz in dunkle Nacht hinaus.

Dort stehn der Gräber zwei, sie bergen meine Knaben,
Dort werden sie nun bald den dritten mir begraben.

Dort wo des Vaters Blick die theuern Reste sucht,
Hat ihm der Pöbel erst in wildem Sturm geflucht.

Und werden sie dort nicht der Söhne Ruhe stören,
Wenn sie in Glaubenswuth sich über mich empören?

Wie wird mir angst und weh, zu meiden diesen Ort,
Gern nähm' ich, wär's erlaubt, die Särge mit mir fort.

O laßt die Kleinen ruhn im Frieden dort beisammen;
Weicht von den Gräbern, wollt den Vater ihr verdammen.

III.

Ich will betrachten nun des armen Kindes Schmerz;
Vielleicht bricht mir darob das eigne kranke Herz.

Vor seinem Bettlein sitz' in stummem Harm ich nieder,
Und kehre meinen Blick zum blassen Antlitz wieder.

Er athmet hart und kurz, die Stirne glühend heiß,
Bald aber dringt hervor der kalte Todesschweiß.

Kommt, Weib und Kinder her! schaut, jetzt wird er verscheiden;
Der Todesengel naht, die Seele zu entkleiden.

Seid still — Er athmet noch? Mir ist's, er athmet leicht.
Wird ihm noch einmal wohl, eh' er von hinnen weicht?

Die Pulse pochen schwach; er senkt die Wimpern nieder.
Gelinder Schweiß bedeckt ihm Haupt und Brust und Glieder.

So schlummert er noch lang — Nun auf das Auge bricht.
Ach Gott! und auf mich strahlt ein frisches Lebenslicht.

Ein guter Engel ist zu seinem Bett gekommen,
Und hat von seiner Stirn die Fieberglut genommen.

Er reckt die Aermlein aus, er faßt die Vaterhand;
O Wonne, wie noch nie im Leben ich empfand!

IV.

O trübt euch nimmermehr, ihr Blicke, mein Entzücken!
Ihr sanften Lippen blüht, mein Leben zu beglücken!

Des milden Arztes Wort verkündet uns ja Heil.
„Bald wird, so spricht er froh, Gesundheit ihm zu Theil.

„So lasset nunmehr ab von Aengsten und von Trauern,
„Und eilet heiter fort aus diesen düstern Mauern.

„Bewacht im stillen Raum, gepflegt von treuster Hand,
„Folgt euch in kurzer Frist der Liebe süßes Pfand.“

Da rüsten wir zum Zug; doch als es ging ans Scheiden,
Wollt' mir der herbe Schmerz die Seele fast zerschneiden.

Am Bettlein stand ich still, und rief das Jammerwort:
Adolf, mein liebstes Kind, ich kann von dir nicht fort!

Sie nennen furchtsam mich, zu hemmen meine Sorgen;
Und so sind wir vereist am trübsten Frühlingsmorgen.

Doch wenig Tage nur, trieb's mich von Sehnsucht schwer
Zum alten Sorgenziel, zum kranken Knaben her.

Es spricht der gute Arzt: „Erwünscht sind alle Zeichen,
„In wenig Tagen mag die Kraft zur Wandrung reichen.“

Ich eil' getröstet weg, und bringe, wie er spricht,
Den fernen Lieben auch den tröstlichen Bericht.

V.

Wer schreckt so rasch uns auf, eh' kaum der Morgen tagt?
Ein Unglücksbote ist's, wie mir die Ahnung sagt.

O könnt' ich Meilen jetzt im Augenblick durchfliegen:
In Todesnöthen mag der Mutter Liebling liegen.

Vorüber Thal und Höh, schon sind wir wieder nah;
Ein Mädchen auf der Flur ich Blumen sammeln sah.

Die sind zum Todtenkranz, klagt ich in meinem Harme;
Doch schloß ich lebend noch den Sohn in meine Arme.

Er blickt mich leidend an, er wimmert seine Noth!
Im bleichen Antlitz ruht der nahe kalte Tod.

„Kann dich, mein liebes Kind, kann nimmer dich erretten;
„Muß dich dort drüben nun zu deinen Brüdern betten."

O wie erleichtert mir sein Schlummer noch die Nacht,
Die ich mit tiefem Weh an seinem Haupt durchwacht.

Doch wie die Sonne sich nun wiederum will neigen,
Sah ich die enge Brust im Todeskampfe steigen.

Noch einmal blickt auf mich mein theurer Herzenssohn:
Der Leib ruht mir im Arm, die Seele ist entflohn.

VI.

Nun will ich niemals je mir aus den Sinnen schlagen,
Was bange Ahnungen mir stets erneuert sagen.

Wenn ich den lieben Sohn an meine Brust gedrückt,
Wenn mich sein Aug und Mund mit Himmelslust beglückt:

Dann klang der Trauerton mir schreckvoll durch die Seele,
Daß mit der Hoffnung sich der herbste Schmerz vermähle.

Einst zeigt' die Mutter ihn mit Stolz mir auf dem Schoß;
Aus meinem Busen wand ein Seufzer schwer sich los.

Und manchen Leichenzug sah ich im Traume schreiten,
Sah jammernd mich dabei des Sohnes Sarg geleiten.

Im letzten Traume bot ich selbst zur Leiche mir;
Sprach: „Kommt zu meinem Grab, ich lebe nicht mehr hier."

Der Traum ist wohl erfüllt, gebrochen ist mein Leben;
Im Sohne fand ich Kraft zum Dulden und zum Streben.

Drei holde Söhne sind an meinem Herz verschieden;
Und sollt es schlagen noch für eine Welt hienieden!!

Ich mußte wiederum auf meine literärischen Arbeiten eintreten, und vollendete den ersten Band meiner Pädagogik. Auch an den öffentlichen Diskussionen über das Schulwesen mußte ich wieder Theil nehmen, und schrieb im pädag. Beobachter einen Kommentar zu den Großraths-verhandlungen der Sommersitzung; sie wie die Beleuchtung einer Schrift, die von Pfarrer Beyel in Ossingen über das Schulwesen herausgekommen war. In der Großrathssitzung kamen, wie schon S. 56 bemerkt wird, die Schulangelegenheiten zur Sprache und mein Name wurde häufig in den Voten gebraucht. Die meisten Sprecher ließen mir Gerechtigkeit widerfahren, und die vielen Verleumdungen, die über mich ausgestreut waren, wurden nicht nur gebührend zurückgewiesen, sondern ein Sprecher behauptete sogar, „unter allen Zeitgenossen habe ich am meisten Verdienste um den Kanton Zürich." Altbürgermeister v. Muralt erklärte, daß er meine Verdienste anerkenne, dann aber brachte er eine Menge Bedenken und Begehren vor, die ganz deutlich zeigten, daß er Gesetze und Verordnungen, so wie das Seminar und das Volksschulwesen gar nicht kenne, und selbst über meine häuslichen Verhältnisse ganz falsch berichtet sei. Nur ein Redner, Mitglied des Zentralkomite's, Hr. März von Buch, trat gegen mich mit Vorwürfen auf, und erklärte, daß ich das „Haupttrieb" zu Dr. Straußens Berufung sei. Bürgermeister Hirzel verneinte dieß, andere Redner wiesen Hrn. März zurecht, und ich selbst antwortete ihm in einem

öffentlichen Sendschreiben. Das Seminar, die Volksschullehrer und ich selbst erlangten in dieser Sitzung vollständige und unbestrittene Satisfaktion; die Schrift des Hrn. Pfarrer Beyel aber, die in ruhigerm Sinne verfaßt war, beleuchtete ich von Stelle zu Stelle, und zeigte unter offnen Belegen, daß die aufgestellten Behauptungen ganz grundlos oder bloß auf Vorurtheile und Irrthümern gefußt waren.

Nach dieser siegreichen Wendung der Dinge schien es meinen Freunden und Feinden außer Zweifel, daß ich mit Anfang Herbstmonats wieder auf meinen Posten zurückkehren werde, und ich gestehe unverholen, daß ich selbst mit diesem Gedanken immer vertrauter wurde, um so mehr, als die unwandelbare Anhänglichkeit der Seminaristen und die freundschaftliche Treue der Schullehrer sich mir aufs neue und rührendste offenbarte.

Sobald im Seminar die Sommerferien eintraten, machte sich die große Mehrzahl der Zöglinge, ohne vorher in die Heimat zu gehen, auf den Weg, um mir auf der 12 Stunden von Küsnach entfernten Hochstraße einen Besuch abzustatten. Sie begrüßten mich mit Gesang und Anrede, und Nichts läßt mich zweifeln, daß ihnen die eifrigen Wünsche für meine Rückkehr nicht sollten ernst gewesen sein. Ich bewirthete und beherbergte die ganze Schar, so gut es immer meine häuslichen Verhältnisse gestatteten (nur das Lager war soldatenmäßig), und machte mit ihnen einen Ausflug auf die Insel Meinau. Die Stunden, welche die Jünglinge in hoffnungsreicher Freudigkeit um mich her verlebten, frischten manche schöne Erinnerung wieder auf, und ließen mich mit einiger Harmlosigkeit in die Zukunft blicken. —

Schon der Zug der Seminaristen hatte Aufsehen erregt, noch mehr aber war dieß der Fall, als sich in Winterthur bei

200 Schullehrer versammelten, um gemeinsam nach der Hochstraße zu ziehen. Verwundernd fragten sich die Bewohner der Gauen und Ortschaften, was dieser Zug bedeute, und am meisten verwundert waren Diejenigen, die den Lügenberichten über mein Verhältniß zu dem züricher Lehrstand Glauben geschenkt hatten. Gegen drei Uhr Nachmittags den 29. Juli nahte der Zug der Hochstraße, und ein mächtiger Chorgesang strömte von der Höhe herab gegen meine ländliche Wohnung. Scharen von Neugierigen folgten. Als ich im Hofe mit bewegtem Herzen in den Kreis getreten, ergriff der Sekundarlehrer Staub das Wort, und drückte in kühner Rede die Gefühle des Lehrstandes aus. (Beilage VII.) Meine Blicke durchliefen den Kreis, und als ich unter den Gästen nicht bloß meine ehemaligen Zöglinge, sondern viele ältere Lehrer erblickte, da füllten sich meine Augen mit Thränen, und kaum vermochte ich mit einigen Worten die Anrede zu erwiedern, und die ganze Schar zu begrüßen. Auf den schwellenden Rasen der weiten Hausflur lagerten sich die Wandrer, und als nach einigen Erfrischungen die Müdigkeit einigermaßen gewichen war, da erklangen die Lieder der Kraft und der Freude in vollen Tönen, untermischt mit jubelnden Lebehoch. — Was mir dieses Fest noch am meisten verschönerte, das waren mir Vater und Mutter, die in ihrem hohen Alter aus weiter Ferne gekommen waren, den Sohn in seiner Abgeschiedenheit zu besuchen und zu trösten. O wie mag es den Elternherzen wohlgethan haben, das freudige Jubeln der Treue! diesen Herzen, die so oft durch falsche Berichte böswilliger Zeitungsschreiber zerrissen wurden, die so oft mit Kummer und Jammer über den verunglückten Sohn erfüllt waren!!

Bis zur anbrechenden Nacht dauerte die laute Freude, und als ich die Ermüdeten längst vom Schlafe umfangen glaubte,

kehrten noch einzelne Chöre zu meiner Wohnung, um mich mit Nachtgesängen zu grüßen.

Des andern Tages durchzogen wir unter lautem Liederschalle die Stadt Konstanz, und erreichten unter Lust und Scherz die lieblichste Insel des Bodensee's. Die Wirthsleute waren erschrocken über die zahllose Menge der Gäste; Küche, Keller und Speisekammer wurden geleert. Nie aber wird Einer vom Zuge vergessen, wie majestätisch harmonisch sich im großen Saale des Schlosses Meinau der Männerchor ausnahm, hier, und sonst noch nirgend, habe ich denselben in seiner ganzen Macht und Pracht vernommen.

Gegen Mittag kehrten wir zur Stadt zurück, noch einmal versammelten sich Alle, und nach ermunternden Reden sonderte man sich in mehrere kleinere Scharen; eine fuhr hinunter den Rhein, eine andere hinauf den Bodensee, eine dritte zog ins Gebirg, eine vierte kehrte auf kürzestem Weg in die Heimat, ein Häuflein aber weilte noch den Abend bei mir, und schloß das Fest mit Gesang und dem Wunsche, mich bald im Kanton Zürich zu begrüßen. Daß der Neid auch diese herrliche Aeußerung der Pietät gegen den Lehrer und der Treue gegen den Freund mit seinem Gifte besudeln würde, durfte ich nicht bezweifeln; daß aber ein Mann dabei in Beziehung kommen sollte, von dem ich eher kollegialische Theilnahme hätte hoffen dürfen, das lag denn doch tief unter meinen Erwartungen. Der Berner Volksfreund und die Bürkli Zeitung Nr. 33 enthalten folgenden Artikel.

„Die Schulmeisterkomödie in Tägerweilen ist vorüber. Das Prunken mit einer Empfindelei, deren Grund und Boden unterschoben ist, wie eine Fallthüre, hat etwas Lächerlich-Trauriges, besonders bei denen, welche vor Allen zur Wahrheit berufen sind, wie die Lehrer der Jugend. Zirka 150

Schullehrer machten dem anachoretischen Weisen ihre Aufwartung. Alles war gut präparirt: die Rede an den „theuersten Herrn Direktor" und die Antwort des Letztern an die „geliebtesten Freunde."

Jungen, seid Ihr gerührt?
Ja, Papa, wir sind gerührt.

Bon! Die Gerührten erquickten sich mit Trank und Speise, und Nachts nahm ihre müden Glieder ein Heuschober auf. Der einfache, liebenswürdige Wehrli, bei dessen Namen Scherr immer mitleidig zu seufzen pflegt, bekam auch Besuch von einem Theil der gerührten pädagogischen Jünglinge. Mit ungläubigem Erstaunen betrachteten sie Den, der sich ihnen als thurgauischen Seminardirektor zu erkennen gab; man konnte ihnen deutlich auf den Stirnen und in den großen Augen lesen: „Aber, du lieber Gott, der hat ja gar nichts Vornehmes, Philosophisches, Direktorisches! Das ist ein ganz gemeiner Mann!" — Wehrli bemerkte den Eindruck gar wohl, welchen er auf die gelahrten Jünglinge machte. Er lächelte und führte sie in die Gärten der Seminarzöglinge. „Was! müssen die „Kandidaten" auf dem Feld arbeiten?" fragten ein Paar der Gerührten. — „Versteht sich," entgegnete Wehrli, „und ich mitten unter ihnen!" — Neues Erstaunen, neues Achselzucken. O, dachten sie, da ist unser Herr Direktor ein anderer Feger. Er hat in seinem Leben weder Karst noch Haue angerührt, (?) und muthet dergleichen niedrige Handthierungen auch keinem seiner Schüler zu! — Der thurgauische Seminardirektor that, als ob er nichts von Allem merkte, zeigte ihnen in seiner schlichten Weise die verschiedenen Pflanzen, und stellte nun ein verstecktes Examen mit den Gerührten an, bei welchem ein Einziger leidlich bestanden sein soll. — Beim Abschied soll das Korps der Gerührten gar kuriose Gesichter gemacht, und Hr. Scherr

frischerdings Zunge und Feder gespitzt haben, um dem Bauern-seminar in Kreuzlingen hinterrücks zu Leibe zu gehen."

Ob Hr. Wehrli an diesem Artikel Antheil hat, weiß ich nicht; daß er aber während meines Aufenthaltes in der Nähe von Kreuzlingen offenbar eine feindliche Stimmung gegen mich hegte, das ist gewiß. Zweimal besuchte ich ihn in seiner Anstalt, ohne Rückhalt, freundschaftwillig. Er aber, der meinen großen Jammer über den Verlust meines Sohnes kannte, der ohne Zweifel auch wußte, daß ich einigemal wochenlang wegen bedeutender Kränklichkeit das Haus nicht verlassen konnte, er hat mich nie besucht, und doch nannte er sich früher einen „dankbaren" Freund (Beilage VIII). Den Inhalt des Artikels betreffend, so ist schon darin eine rechte Falschheit, daß er auf die Lehrer bezogen ist. Wie ich erfahren habe, kamen einige Seminaristen nach Kreuzlingen. Dort redete sie Hr. Wehrli nach der Reihe mit der Frage an: Wie heißt Du? Du? Du? u. s. f., und dann wollte er ohne weiteres eine Art Examen mit ihnen vornehmen. Dieß fanden die Seminaristen nicht gerade passend, und gaben ihm, mit Ausnahme des jüngsten, absichtlich keine Antwort. Ich habe an Hrn. Wehrli stets geachtet, was Achtung verdient, und mein Urtheil steht dießfalls einfach und klar, und wie ich hoffe, selbst zu Hrn. Wehrli's Befriedigung in meinem Handbuch der Pädagogik. — Hingegen hat Hr. Wehrli gegen mich lieblos, falsch und ungerecht gehandelt, und dieß will ich ihm nachweisen in seinen eignen Worten. Die Gemeinde Ennenda im Kanton Glarus hatte die Erweiterung ihrer Schule beschlossen; sie wählte auf die neuerrichtete Lehrstelle einen Zögling des züricher Seminars, und veranlaßte die beiden andern Lehrer, nach den Grundsätzen dieser Anstalt sich weiter auszubilden. Zu diesem Behufe kam der Lehrer Jakob Jenni zu mir an die Hochstraße, der

Lehrer Fridolin Jenni ging nach Küsnach. Als sich aber im Herbste zeigte, daß ich nicht dorthin zurückkehren würde, verließ Fridolin Jenni Küsnach, und die Schulvorsteher riethen ihm zu Hrn. Wehrli nach Kreuzlingen. Fridolin Jenni hatte hiezu eingewilligt, wenn ihm erlaubt würde, und ich hiefür angegangen würde, ihm wenigstens einige Stunden in der deutschen Sprache zu geben. Ich wollte das Gesuch nicht abschlagen. Hr. Wehrli aber schrieb an den Schulvogt in Ennenda folgende Worte: „Ob es zweckmäßig sei, Jenni vom „Scherrischen Geist weg in unsern Kurs zu versetzen? Wird „er uns nicht leise oder laut Grundsätze einschmuggeln, die „uns nicht munden? Wäre solches zu besorgen, so wünsche „ich ihn nicht. Scherr wohnt nur ½ Stunde von Kreuzlin„gen, da möchte ich nicht haben, daß dieser Jenni zu viel zu „ihm spazirte. Er scheint (nämlich Scherr) kein Bedürfniß „nach dem Christenthum zu haben, das Testament, das Leben „Jesu, scheint er nicht zu seinem Lebensmittelpunkt machen zu „müssen — und da ist's, wo wir vorzüglich von einander ab„weichen. Ferner entfremdet er die Schullehrer durch seine „Grundsätze mehr oder weniger dem Volke; ich will sie ihm so „nahe als möglich bringen. Ich sage Ihnen dieses Alles im „Vertrauen unter vier Augen." *)

So handelte Hr. Wehrli gegen mich, so urtheilte er über meine Gesinnungen und über meine Lehrthätigkeit, so stieß er meine Zöglinge ab. Ich aber habe mehrern seiner Zöglinge zu Stellen im Kanton Zürich verholfen; ich habe bei den öffentlichen Prüfungen, denen sich dieselben im Kanton Zürich unterziehen mußten, die größte Schonung und Nachsicht gegen dieselben walten lassen, wie alle Prüfungs-

*) Wenn sich Hr. Wehrli nicht in die Reihe derer, die mich verleumden, stellen will, so muß er widerrufen oder beweisen.

kommissarien bezeugen müssen; ich habe ihnen bereitwillig den Eintritt in das züricher Seminar gestattet. Möge Hr. Wehrli immerhin mit einem solchen, keineswegs wahrhaft christlichen „Lebensmittelpunkt" sich unter „vier Augen" empfehlen und Andere verdächtigen: ich beneide ihn nicht um das Vertrauen und die Gunst, die er auf diesem Wege findet.

Die Zeit meines Urlaubs war abgelaufen, und wir rüsteten uns zur Rückkehr. Am 28. August reiste meine Frau mit einem Pflegekinde nach Wattwyl, um von dort nach Küsnach zu kommen, wo sie mit uns am Samstag den 31. eintreffen sollte; am Donnerstag bestellte ich den Reisewagen bei Hrn. Katzenmeier in Konstanz, und denselben Abend wurden unsere Effekten dem Speditor Märklin in Gottlieben übergeben. Am Mittwoch nahm ich von meinem Arzte, Hr. Dr. Sauter in Konstanz, Abschied, wobei derselbe versprach, mich am Freitag nochmals zu besuchen, und zugleich verschiedene Bedenken über meine Abreise äußerte. Ich hatte mich in feuchter Witterung bei den Reisevorbereitungen erkältet, und befand mich am Freitag Morgens gar nicht wohl, so daß ich auf Zureden des Arztes mich entschließen mußte, die Reise aufzuschieben. Die Effekten wurden zurückgeholt, die Anordnungen abgestellt: ein eigner Bote rief meine Frau von Wattwyl zurück; ein ärztliches amtliches Zeugniß und eine Anzeige an die Seminaraufsichtsbehörde entschuldigten mein Ausbleiben. Einige Tage war ich sehr angegriffen und schmerzhafte Geschwüre bildeten sich in beiden Ohren. Meine Frau kehrte zurück, und am Ende der Woche besuchte uns Herr Simon von Bern. — Wir saßen am Samstag den 7. September mit ihm zu Tische, als mein ehmaliger taubstummer Zögling, Ulrich Steffen, der in Konstanz sich mit Portraitzeichnen beschäftigte, athem-

los hereinstürzte, und die Worte stammelte: In Zürich Revoluzion; viele Leute todt, Bürgermeister Hirzel auch todt. — Als er ruhiger geworden, fragte ich ihn weiter, und seine Angaben schienen mir irrthümlich; jedoch schickte ich Jemand zur Nachfrage in die Stadt, und bald hatten wir die Gewißheit, daß unter blutigem Kampfe die Regierung Zürichs am 6. gestürzt worden sei.

VI.

Empörungszug des Pfarrers Hirzel von Pfäffikon.

Unter den Wünschen jener 40,000, auf die sich die Macht und Hoffnung der Städtischen stützte, mag bei den Meisten nur Ein Wunsch aus eigentlicher Ueberzeugung gekommen und dessen Erfüllung als eine Nothwendigkeit erschienen sein, und dieß war: die Entfernung des Dr. Strauß. Sobald dieser Wunsch in der Märzsitzung durch den Großen Rath erfüllt war, kehrten die Massen allmälig zur Ruhe zurück, und ohne neue Anregungen und Aufstiftungen wäre der Sturm nimmer losgebrochen. Diese Ansicht theilten auch viele Stadtbürger, und nicht selten gab sich der Verdruß in der Aeußerung kund: man habe den Augenblick nicht ganz benützt, und der Sieg sei unentschieden und zweifelhaft. Die Republikaner hingegen glaubten ihren Einfluß wieder im Steigen, und die Ergebnisse der Sommersitzung des Großen Rathes sahen sie als einen neuen Triumph ihrer Sache an. Indessen hatten die Städtischen einmal den Hebel kennen gelernt, durch den sie die Gewalt der Massen für sich bewegen könnten, und die Beharrlichern beschlossen, einen zweiten Versuch zu machen, und dann die rechte Stunde bis zum Aeußersten zu benutzen. Hr. Hürlimann wurde unaufhörlich durch Lob- und Dankschreiben,

durch Ermunterung und Bitten von den Städtischen überstürmt, und endlich gab auch er sein Wort, den zweiten Akt der Revoluzion spielen zu helfen. Am 8. August erließ das Zentralkomite einen neuen Aufruf „an die Bürger der vereinigten petitionirenden Kirchgemeinden." Die Beschlüsse des Großen Rathes wurden als unzulänglich erklärt; die Religionsgefahr mit hellen Farben wieder aufgetragen, die Bürger eingeladen, ihre Wünsche aufs neue den Komite's mitzutheilen, und damit die Anzeige verbunden, daß der ganze Revolutions-Organismus wieder in Thätigkeit treten werde. Unter dem Vorgeben eines Zusammentrittes der sämmtlichen Bezirkskomite's sollte eine Volksversammlung am 2. September in Kloten Statt finden, und hier der letzte wichtigste Schritt entschieden werden. Die Republikaner sahen sich sehr unsanft aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt. Sie hatten sich der Täuschung überlassen, daß die Städtischen wol einige Zeit ihre Bestrebungen aufgeben würden, und so müsse ihnen der Sieg um leichten Preis ferner gesichert sein. Sie hatten den Sommer vorübergehen lassen, ohne das Mindeste zur bessern Organisation ihrer Kräfte zu bewerkstelligen; sie scheuten jede Ostentation; nur Ruhe und Stille war ihr Losungswort; die gährenden Elemente müßten sich von selbst legen, so wähnten sie in ihrer Sorglosigkeit. Freilich, als der neue Aufruf des Zentralkomite's bekannt wurde, als von allen Seiten die Berichte einliefen, wie das Volk schon vorher und fortdauernd für die Interesse der Städtischen bearbeitet wurde, da gingen auch den Republikanern die Augen auf, aber sie fanden sich gerade wieder in derselben Stellung wie im Frühlinge. Nichts war geschehen, um die republikanische Partei, so starke und so viele Anhänger sie im Volke hatte, zu sammeln und zu

ermuthigen; Nichts war geschehen, um ein schnelles und übereinstimmendes Zusammenwirken zu befördern: man hatte die politischen Schutzvereine in ihrem Schlummer ruhen lassen, und nicht die mindeste Abrede oder Veranstaltung zu gegenseitiger Hülfleistung war getroffen, während der Feind in vollständiger und geordneter Organisation seine Macht zum bevorstehenden Kampfe übte und aufregte. Die Schwäche und Rathlosigkeit der Regierung, die Verrätherei in ihrer eignen Mitte hatte man doch im Frühling genugsam kennen gelernt, und nochmals glaubten die Republikaner ihre Sache dieser Regierung anvertrauen zu dürfen.

Beinahe drei Wochen waren seit der neuen Proklamation des Zentralkomite's vergangen, als endlich durch mannigfache Aufforderung, durch unaufhörliches Treiben von Seite der republikanischen Regierungsmitglieder der Regierungsrath am 23. August auch eine Proklamation erließ, in welcher er den Mißbrauch der Kirchgemeinden für die Zwecke des Zentralkomite's untersagte. Diese ganz der Verfassung und den Gesetzen entsprechende Maßregel war am 20. August von den Regierungsräthen Bürgi, Zehnder, Fierz, Krauer, Hotz, Schäppi, Keller und Weiß in Beisein von Dr. Keller vorberathen worden, am 22. eröffnete Bürgermeister Heß dem Regierungsrath Weiß, daß er nach einer Rücksprache mit Dr. Keller vollständig von der Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit dieses Schrittes überzeugt sei, und am 23. wurde die Sache berathen. Bei dieser Berathung zeigte sich Bürgermeister Heß sehr entschieden, Regierungsrath Hegetschweiler und Escher sprachen dagegen, Melchior Sulzer entzog sich der Sache, und Bürgermeister Hirzel, Ed. Sulzer, Hüni, K. Hirzel und Hauser waren abwesend; der Beschluß wurde also mit 11 Stimmen gefaßt;

redigirt war die Proklamation auf Ansuchen von Bürgermeister Heß von Regierungsrath Weiß und Dr. Keller. Hegetschweiler äußerte abmahnend gegen Weiß: „Mein „Gott, es wäre um ein geringes Opfer zu thun, Alles wieder „ins Geleise zu bringen. Könnten sich diese drei, vier Män„ner, um die es sich handelt, denn nicht entschließen, das „Opfer zu bringen? Versprechen Sie mir wenigstens **Scherr** fallen zu lassen!" Als Regierungsrath Weiß dieß Ansinnen mit Entrüstung zurückwies, so kehrte ihm Hegetschweiler den Rücken mit den Worten: „Nun, wenn man nicht will, in Gottes Namen —" und zuckte dabei die Achseln. In Hegetschweiler's Aeußerung liegt das angebliche Verlangen des Zentralkomite's, wie es schon vorher durch einen angesehenen Geistlichen war ausgesprochen worden: „Wir ruhen nicht, und werden nicht ruhen, bis Hirzel, Keller, Scherr und Ulrich vertrieben sind." Ob Hegetschweiler wirklich glaubte, mit Entfernung der vier Genannten oder gar nur mit dem „Scherr fallen lassen" wäre die Sache ins Geleise gekommen, will ich nicht behaupten. In diesem Falle wäre er nicht ganz in den Plan der Städtischen eingeweiht gewesen; denn das wird doch nach all dem Treiben kein einsichtiger Mensch mehr glauben, daß es sich bloß um drei, vier Männer handelte: es handelte sich um Einnahme der Regimentssessel durch eine städtische Majorität und um ein neues System im städtischen Interesse. Daß Hegetschweiler mich gerne Preis geben wollte, nehme ich ihm nicht übel: habe ich doch das Bertrand-Lied gemacht —.

Der Regierungsrath hätte sich die Expedition seiner Proklamation ersparen können, denn das Zentralkomite kam ihm damit zuvor, indem es dieselbe mit einem Kommentar

8 *

vom 23. schon den Kirchgemeinden mittheilte. Dieser Kommentar sagte ganz einfach, daß die heilige Sache zur Befriedigung der Kirchgemeinde erledigt werde, daß die Regierung Unrecht habe, und am Schlusse steht der Zuruf: Seid mannhaft und stark! Zwar legte die Staatsanwaltschaft Beschlag auf den größern Theil dieser Widerstandsaufforderung, aber die Zentralgewalt hatte Mittel und Wege genug, auf ihre Komite's zu wirken, und bald erschienen Protestationen von Gemeinderäthen und Stillständen, der Stadtrath von Zürich stand als Vordermann in der Reihe. Noch glaubten einige treue und kräftige Beamte, die Regierung werde dießmal mit Ernst ihren Schritt verfolgen; darum stellte der Staatsanwald eine Anklage beim Kriminalgerichte gegen den Ausschuß des Zentralkomite's: Hürlimann, Rahn-Escher und Bleuler — darum traten mehrere Statthalter in den Bezirken dem aufrührerischen Treiben eifrig entgegen. Aber das traurige Spiel vom Frühjahr begann aufs neue. Ed. Sulzer war von Baden zurückgekehrt, und nun folgte am 31. wieder eine Proklamation, welche vom Volk nicht anders verstanden wurde, als daß die Regierung keine ernsten Maßregeln ergreifen werde.

Im Gefühl der Noth hatten sich 60 Männer aus allen Gegenden des Kantons in Zürich versammelt, Männer von republikanischer Gesinnung; sie richteten in einer Adresse die Bitte an die Regierung, doch auf kräftige Weise dem revolutionären Treiben entgegenzustehen; fünf Abgeordnete überbrachten dieselbe dem Bürgermeister Heß.

Die Regierung hatte bereits den Rückzug angetreten; noch rief sie ein Bataillon Milizen in die Stadt, beschloß aber zugleich, die Sache abermals dem Großen Rathe in den Schoß zu legen, der dann auf den 9. Sept. einberufen ward. Sobald das

Schwanken der Regierung zur Oeffentlichkeit gekommen, und dieß geschah frühzeitig genug, da fast außer Zweifel, daß das Zentralkomite von den Sitzungen jedesmal genaue Kenntniß erhielt, so wuchs den Städtischen der Muth, und die Anarchie machte in wenigen Tagen ungeheure Fortschritte. In Kloten trat am Montag den 2. September eine wirkliche Volksversammlung zusammen, obgleich man bloß von einer Zusammenkunft der Bezirkskomite's gesprochen hatte, und namentlich durch Boten aus der Stadt, durch persönlichen Eifer der Geistlichen strömten ungeachtet eines anhaltenden heftigen Regens große Volkshaufen hinzu. Die Stadtgemeinde Zürich versammelte sich nach gedruckter Einladung auf dem Helmhause, und zog mit vorgetragenen Fahnen unter Leitung des eidgenössischen Oberst-Kriegskommissärs Bürkli nach Kloten. Man schätzte die Volksmenge auf 10 — 15000 Köpfe. Das Zentralkomite hielt die Verhandlungen in der Kirche, der größere Theil des Volkes war in vielen Haufen in Wirths- und Schenkhäusern vertheilt. Hr. Hürlimann hielt eine schwülstige Rede voll unverständlicher Phrasen, *) und dann wurde eine Adresse an die Regierung beschlossen, in welcher derselben auf eindringliche Weise ihr Verfahren vorgehalten und getadelt wird, und endlich wurden „ehrerbietige Bitten" zur schnellen Erledigung vorgelegt, deren Kern die Forderung war:

---

*) Er begann: Im Namen des Herrn, der das Weltall regiert, in dessen Hand die Schicksale der Völker, Familien und einzelnen Wesen sind, des Unsichtbaren und doch Nahefühlenden (!) jedem gläubigen Gemüthe, der Trost, Hülfe und Rettung spendet dem darnach Lechzenden u. s. f. Ein endloser Wortschwall einer ganzen Druckseite für Einen Satz.

1) daß die „hohe Regierung" ihren Erlaß vom 23. August selbst desavouire;

2) daß die vom Staatsanwald eingeleitete Untersuchung gegen den Ausschuß des Zentralkomite's als unstatthaft erklärt werde;

3) daß die Staatsanwaldschaft wegen Verletzung des §. 5 der Verfassung zur Rechenschaft gezogen werde. *)

Um 4 Uhr Abend den 2. September saß der Regierungsrath, und vernahm, daß die Klotener Adresse dem Bürgermeister Heß von einer Deputation überreicht worden sei, und bei diesem Anlasse die Deputirten sich sehr „ruhig und leidenschaftlos" bezeigt hätten. Der Regierungsrath faßte einen Beschluß, der ganz der Ausdruck seiner Wesenheit war; er getraute sich nicht, den unerhörten Hohn, der für ihn in jenen drei „Bitten" lag, gebührend zurückzuweisen, ließ sich also die förmliche Zumuthung einer Selbstentehrung gefallen; faßte aber auch nicht den jedenfalls noch ehrbareren Entschluß, sich frischweg unter die Herrschaft des Zentralkomite's zu beugen. Es war eigentlich ein bloßes Hinziehen und Ausweichen.

Diese Antwort des Regierungsrathes wurde dem im Stadtkasino versammelten Komite mitgetheilt, das noch am nämlichen Abend, den 2., dem Volke kund machte, daß der

---

*) Darum, daß sich dieselbe einfach nach ihrem Geschäftskreise über den Inhalt der städtischen Blätter erkundigte, und eines derselben, das ihr zur Empörung aufzureizen schien, für einige Stunden mit Beschlag belegte. Staatsanwald Ulrich, der sich später öffentlich rechtfertigte, zeigte zur Beschämung seiner Gegner, daß ihm nicht nur gar kein gegründeter Vorwurf gemacht werden konnte, sondern daß er vielleicht mehr Nachsicht übte, als wirklich angemessen war.

Beschluß des Regierungsrathes „nicht genüge," und daher die sämmtlichen Bezirks- und Gemeindskomite's zur ernsten und sorgfältigsten Wachsamkeit „aufgefordert" werden. Denselben Abend bot Zürich einen sonderbaren Anblick dar; auf der einen Seite der berathende Regierungsrath, auf der andern das erwartende Zentralkomite und zwischen und neben her eine ungeheure Volksmenge, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen sich drängend, in den Wirthsstuben lärmend. Hell und hoffnungsreich leuchteten die Gesellschaftssäle der Städter, wo man mit Witzen und Gelächter sich über die Lage der Regierung und der Republikaner belustigte. Das Bataillon Milizen war am 1. September eingerückt, wie die Regierung befohlen. Durch die Disziplinar-Pedanterei eines städtischen Offiziers gab es schon am ersten Abend eine kleine Meuterei, und als später noch einige zweideutige Aeußerungen vernommen wurden, so beschloß der Regierungsrath am 3. Vormittags: — ? Es sollte das Bataillon entlassen werden. Also während das Zentralkomite seine Macht aufs Piket rief; während das Ansehen der Regierung mit jeder Stunde fiel, und die Anarchie im gleichen Grade höher und höher stieg: in diesem Augenblicke schickte die Regierung die kaum einberufenen Milizen wieder heim, gleichsam als Boten, die dem Land verkündigen sollten: die Regierung hält sich auch von den Milizen verlassen, sie traut ihnen nicht, und schickt sie darum wieder heim. — Der Plan der Städtischen war nach der öffentlichen Versicherung des †Korrespondenten*) der allgemeinen Zeitung (3. November), daß am Montag den 9. eine große Masse

*) Als welcher Dr. Bluntschli bekannt ist, und dem man, einem der obersten Leiter der ganzen Bewegung, dießfalls Glauben schenken darf.

Volks in die Stadt gezogen werden sollte, um dem Großen Rathe zu zeigen, „daß er nicht mehr bleiben könne." Mit solchem Plane waren einige Regierungsmitglieder, namentlich, wie der Korrespondent sagt, Staatsrath Hegetschweiler einverstanden. In diesem Artikel der allgemeinen Zeitung wird die Verrätherei im Schoße des Regierungsraths ganz frei aufgedeckt, und wie eine Sache, die sich von selbst verstehe, dargestellt. Die Volksmenge sollte unbewaffnet erscheinen, eine Zusicherung gerade so zuverlässig, als jene, daß nur die Bezirkskomite's nach Kloten eingeladen würden. Indessen waren ja vom 3. bis 9. September noch sechs volle Tage, eine halbe Ewigkeit für die brennende Herrschbegierde und glühende Rachsucht, so wie für die ängstliche Besorgtheit, es möchte noch einmal der günstige Zeitpunkt entschlüpfen. Ein Vorwand, eine Vermuthung war genug, um den bewaffneten Arm zum letzten Schlag alsogleich zu erheben, und dieser Vorwand ergab sich aus Folgendem.

Am 4. Abends versammelten sich im Gesellschaftslokale der Republikaner etwa hundert Freisinnige aus den Umgebungen der Stadt. Hier wurde einfach die Abrede getroffen, es sollten auf nächsten Freitag die republikanischen Mitglieder des Großen Rathes zu einer Zusammenkunft eingeladen werden, mit dem Zusatze, vertrautere Freunde in diese Versammlung mitzubringen. Diese Abrede vernahmen Spione und Verräther, und mit abenteuerlichen Uebertreibungen wurde den Städtischen bekannt gemacht, daß die Republikaner auf Freitag einen Handstreich verabredet hätten, und namentlich die Zeughäuser besetzen wollten.

Tags darauf, Donnerstags den 5. Abends, war der Regierungsrath versammelt, und die Tagsatzungsgesandten von Bern, Luzern, Solothurn, Aargau, St. Gallen und

Thurgau richteten eine Anfrage an die Regierung, in welcher sie ihre Besorgniß über den Stand der Dinge durchblicken ließen; sie sagten: „Die Unterzeichneten erachten es daher als hohe Pflicht, zu Handen ihrer Kommittenten Hochdieselben um beförderlichen Aufschluß über den Stand dieser Bewegungen sowol, als insbesondere und vorzüglich über zulängliche Kraft und Wirksamkeit der Regierungsbehörden des Kantons dringlich zu bitten."

Für auswärtige Leser muß hier bemerkt werden, daß während des Jahres 1839 Zürich eidgenössischer Vorort, und gerade zur Zeit des Septemberskandals die Tagsatzung versammelt war; Bürgermeister Heß funktionirte als Tagsatzungspräsident, der eidgenössische Staatsrath bestand aus Mitgliedern des züricher Regierungsrathes. Die züricherische Anarchie wurde durch diese Stellung zur eidgenössischen, und die Gesandten der freisinnigen Kantone sahen mit Entrüstung und Ekel auf einen Vorgang, durch den die ganze Eidgenossenschaft in hohem Grade kompromittirt ward. Ueberdieß aber hatten die deutschen regenerirten Kantone: Zürich, Bern, Luzern, Aargau, Thurgau, Solothurn und St Gallen im Jahr 1832 ein Konkordat geschlossen, durch welches man sich gegenseitig zum Schutze der Verfassung und der verfassungsmäßigen Regierungen verpflichtete. Wenn je die Wirksamkeit des Konkordates zur Sprache kommen konnte, so war es gewiß jetzt der Fall, da im Kanton Zürich Diejenigen an der Spitze einer revolutionären Bewegung standen, welche jene Verfassung vom Anfange an feindlich aufgenommen hatten. Man hätte nach diesen Verhältnissen die Einfrage der Konkordatsstände als ganz angemessen erachten mögen, allein im züricher Regierungsrathe erregte sie bei der Minorität heftigen Widerspruch, wogegen jedoch Bürgermeister Heß jenen Schritt der Ge-

sandten als zeit- und sachgemäß und von der Pflicht geboten darstellte. Daß in jener Anfrage eine Art Hinweisung auf die durch das Konkordat festgesetzte gegenseitige Hülfleistung lag, kann nicht geläugnet werden, und damit hatte man das eiternde Geschwür in der Regierung berührt. Dieselbe zuckte dabei vor Schmerz, sie hatte so große Furcht vor einer kräftigen Entscheidung, daß sie beschloß, die Antwort bis auf den kommenden Tag zu verschieben. Es muß hier bemerkt werden, daß schon am Abend des 2. Septembers sich die Berner Gesandten Neuhaus und Steinhauer beim Regierungsrathe melden ließen, und zur Rücksprache an Hegetschweiler und Zehnder gewiesen wurden; ferner, daß an demselben Tage Ed. Sulzer gegen Regierungsrath Weiß äußerte: „Sobald Sie oder Jemand diese (Intervention) in der Regierung zur Sprache bringen, oder nur durchzusetzen suchen, werden wir uns zur andern Partei schlagen." Und dieser Erklärung fügte Ed. Sulzer noch bei: „Mich dauert nur Regierungsrath N.; Sie (Weiß) wissen sich doch zu helfen. — Das Zentralkomite erhielt von allen Schritten der Regierung immerfort Kunde, ja sogar von jenen Schritten, welche die Minorität etwa als möglich voraussetzte. So geschah es denn, daß Rahn-Escher schon am 5. Vormittags 10 Uhr, wohlgemerkt: Vormittags 10 Uhr (der Regierungsrath berieth erst Abends 5 Uhr jene Zuschrift der Gesandten) an alle Präsidenten der Bezirkskomite's die Aufforderung erließ: „Die „Feinde drohen das Vaterland mit fremden Truppen zu über„ziehen, Neuhaus bietet Bern auf, und Basellandschaft rüstet „sich. Ich ersuche Euch, Euch in Bereitschaft zu halten, da„mit, wenn die Glocken gehen, Alles zum Sturme bereit sei. „Ein guter Theil kommt dann nach Zürich und ein andrer Theil

„bleibt bei Hause zur Bewachung des eignen Herdes." Rahn-Escher.

Dieser Ruf fordert also bloß Rüstung, keineswegs Aufbruch im Landsturm. Fast unbegreiflich muß es scheinen, daß einer der Präsidenten auf diese Mahnung hin, nach kurzem Entschlusse, habe die Sturmglocken anziehen lassen können; ein so vereinzeltes, dem Willen der Zentralleitung entgegenstehendes Unternehmen, wodurch allgemeine Verwirrung hätte entstehen müssen, war zu gefährlich, die Verantwortlichkeit zu groß. Freilich war befohlen: „wenn die Glocken gehen," ohne daß bestimmt wurde, wo dieß zuerst geschehen sollte, und so konnte man annehmen, daß ein einzelner Präsident noch den besondern Auftrag erhalten hätte, das erste Zeichen zum Sturme zu geben. Wirklich hörte man am 5. Abends in Pfäffikon „die Glocken gehen." — Pfarrer Bernhard Hirzel, Dr. Bluntschli's Busenfreund, hatte sie in Bewegung setzen lassen, nachdem er, wie er sagt, drei Stunden lang sich und sein Vorhaben vor Gott geprüft, und vorausgefunden: Wer den ersten Streich thut, bleibt Meister. Reitende Boten gingen von Pfäffikon an den See und nach Zürich, um „den Brüdern" Kunde vom Sturme zu geben, und alsbald stimmten, nach vorhergegangener Abrede der Geistlichen, die Glocken der benachbarten Dörfer in das Sturmgeheule Pfäffikon's ein.

Pfarrer Hirzel ist allerdings als ein Hitzkopf bekannt, der sich leicht zu übereilten Entschlüssen hinreißen läßt; indessen kann man sich doch kaum des Gedankens enthalten, daß eine anderseitige, einflußreiche Mahnung ihn zu dem außerordentlichen Entschlusse geführt habe, entgegen dem Befehle der Zentralleitung plötzlich den Angriff zu beginnen.

Merkwürdig bleibt in dieser Hinsicht, daß in den entfernten

äußern Theilen des Kantons, z. B. in Embrach, schon am 6. Vormittags Abschriften eines Aufrufs von Hürlimann verbreitet waren: „Brüder, laßt Sturm läuten!" und daß ferner in dem Aufrufe schon gesagt wurde: „Eine provisorische Regierung wird gebildet werden müssen, da die alte das Zutrauen nicht mehr besitzt." Die Sturmglocken schlugen durch die nächtliche Luft, fürchterliche Nachrichten über die bevorstehenden Greuel unter dem Drucke fremder Truppen und den mörderischen Armen der Radikalen *) durchliefen die herbeieilenden Haufen. In Bauma rief der junge Prediger das Volk in der Mitternachtsstunde unter Fackelschein in die Kirche, und weihete und segnete sie betend zum Zuge gegen die Feinde der Religion. Wie eine Lawine wälzte sich der Zug aus dem Berglande hinab in die Thalebne, auf die Straße nach der Stadt; Wer nicht mißhandelt werden wollte, mußte fliehen oder mitziehen; Viele, denen es im Herzen leid war, wurden vom Strome fortgerissen, Manchen trieb auch die Neugierde zum Anschlusse. In Dübendorf, so schreibt Pfarrer Hirzel, war der Sturmhaufe etwa 4—5000 Mann stark, und dort kam eine Stafette vom Zentralkomite, welche „eine Aufforderung zur Rückkehr" enthielt. Folgendes Schreiben war ausgesendet worden: An die Männer von Pfäffikon. Zürich den 5. September 1839, Mitternacht.

„Theure Freunde! Ich eile Euch zu bitten, ruhig zu „bleiben. In der Stadt ist Alles ruhig, aber bereit gegen die „Radikalen, die, wie es sich herausstellt, einen Handstreich

*) Eine der schmählichsten Verleumdungen war, die Radikalen hätten bereits den Scharfrichter von Kolmar kommen lassen, um die Guillotine sicher führen zu können.

„im Sinne hatten, der aber durch Euch glücklich abgewendet „scheint. Ich bitte Euch daher, entweder ruhig zu bleiben „und nach Hause zu gehen, oder, wenn Ihr nach der Stadt „kommt, nichts Anderes als zu sagen, Ihr kommet, um zu „wissen, ob Spöndli und ich wohl seien.

„Mit Treue und Freundschaft Euer

„Rahn-Escher."

Ob Pfarrer Hirzel wieder andern Instruktionen höhere Folge gab, oder abermals aus eignem Entschlusse handelte, bleibt dahin gestellt; genug, er zog vorwärts, und kam gegen Tagesanbruch auf die Höhe von Oberstraß in der Nähe der Stadt, wo Halt gemacht wurde. Bald genug trafen hier Rahn-Escher und Spöndli mit dem Pfarrer und seinem Sturmhaufen zusammen, so daß wenigstens nicht die ermüdeten Tausende, welche in nächtlicher Stunde durch Sturmgeläute einige Meilen hergeführt worden waren, noch in die Stadt gehen mußten, um sich zu erkundigen: „Ob der Herr Rahn-Escher und der Herr Spöndli*) wohl seien."

Kommen wir einen Augenblick auf die Regierung, die Republikaner und die Städter zurück.

Am Abend des 5. eilten Boten aus dem Bezirk Pfäffikon in die Stadt und meldeten der republikanischen Gesellschaft auf der Platte, daß der Landsturm im Aufbruch sei. Nun verfügten sich Regierungsrath Weiß, Kantonsrath Stuber und ein Dritter zu Bürgermeister Heß, um ihm die Lage der Dinge vorzustellen und ihn um geeignete Maßregeln zu bitten. Heß war verwirrt und unentschlossen.

*) Ein junger, sonst unbedeutender Mann, der als Aktuar des Glaubenskomite's funktionirt.

Studer drang hart auf ihn ein, und verlangte Vollmachten zur Bewaffnung der republikanischen Freiwilligen. Heß gab keine Vollmacht und wich mit den Worten aus: „Thun Sie für sich, was Sie angemessen halten." Es war klar, daß Heß eine andere Richtung genommen; ob sich bereits der Geist der Hürlimann'schen provisorischen Regierung auch auf den Tannenberg, sei es in Gestalt einer Taube oder eines Raben niedergesenkt hatte, dieß ist nicht erwiesen, obgleich es von Vielen geglaubt wird. Sehr nahe liegt auch die Vermuthung, Heß habe die Zusicherung erhalten, daß im Falle einer Einmischung der Republikaner alsbald die bewaffneten Städter die Offensive für die Landstürmer ergreifen würden. Vielleicht sind beide Fälle, die ja gar gut zusammen passen, von Heß in Betracht gezogen worden. Ohne Waffen, ohne Organisation, und von der Regierung zurückgewiesen, konnten die Republikaner Nichts unternehmen. Die Studenten der Hochschule boten sich vergeblich zum Schutze der Regierung an; sie baten wiederholt um Waffen; Hegetschweiler meinte: „die jungen Leute werden von selbst wieder ruhig werden." Am thätigsten war Regierungsrath Weiß. Er gab dem Militärkommandanten am 5. folgende schriftliche Vollmacht: Herr Oberst Artillerieinspektor Hirzel wird hiemit beauftragt und bevollmächtigt, zum Schutz und zur Sicherheit der Personen und des Eigenthums, sowie der verschiedenen verfassungsmäßigen Behörden, die ihm zweckmäßig scheinenden Maßregeln zu ergreifen."

Als Weiß auf der untern Brücke Hegetschweiler antraf, und ihm den Aufzug der Landstürmer mittheilte, behauptete dieser beharrlich, die Nachricht sei falsch, und Domainenkassier Steffan, einer der heftigsten Anhänger des

Glaubenskomite, stimmte entschieden in diese Verneinung ein. Ein treuer Bauersmann kam schweißtriefend von Schwammendingen, und verlangte, auf der Hauptwache vorgelassen zu werden. Hart und mißtrauisch fragte und behandelte ihn Hegetschweiler, so daß der gute Mann beinahe nimmer gewagt hätte, nur die Wahrheit zu sagen. Daß Hegetschweiler sich verstellt habe, ist nicht wohl anzunehmen; es scheint vielmehr, er habe den Stand und Gang der Sache nur bis auf die Rahn'sche erste Zuschrift gekannt, oder er habe als sicher angenommen, die zweite Rahn'sche Zuschrift werde die Umkehr des Volkes bewirken; in diesen Fällen dürfte man darauf schließen, daß auch Hegetschweiler mit den innersten Federn der Revolutionsmaschine nicht bekannt gewesen, und mit Kassier Steffan, dem seine Betheurungen wohl auch ernst waren, auf gleicher Höhe oder Tiefe gestanden sei. Während die Regierungsräthe Weiß und Fierz sich bemühten, die wenigen verfügbaren Streitkräfte der Regierung in Bereitschaft zu setzen, hatten die Städter bereits ihre Macht entwickelt, 5—600 Mann waren aufgeboten. Weiß stellte darüber ein Mitglied des Stadtrathes zur Rede, und erhielt die freundlichste Zusicherung loyaler Gesinnungen. Hr. Obrist Ziegler fügte einer solchen Erklärung in einer dießfälligen Konferenz bei, „es wäre möglich, daß auch die Städter sich mit den Landleuten verbinden könnten, wogegen er nicht bürgen möchte.“ Auf diese Erklärungen hin wurden den Städtern auf ihr Ansuchen —! noch 600 Gewehre von der Regierung abgeliefert!!

Auf 4 Uhr Morgens hatte Bürgermeister Heß den Regierungsrath zu einer Sitzung in seine Wohnung einladen lassen; auf gestelltes Ansuchen wurde derselbe auf dem Zim-

mer des Polizeirathes über der Hauptwache gehalten. Der Beschluß war, es sollten die Regierungsräthe Hegetschweiler und Melchior Sulzer mit der Standesfarbe sich nach Oberstraß begeben, und dort nach dem Zweck und Vorhaben der Leute fragen, um 8 Uhr sollte sich die Behörde auf dem Postgebäude wieder versammeln.

Die Abgesandten begaben sich auf die Höhe, und das Volk ließ sie ruhig passiren; Viele hielten den Waibel im Amtsornate für einen vornehmen Offizier, und einige bewaffnete Volkshaufen präsentirten das Gewehr. Die beiden Regierungsräthe wurden, wie sie berichteten, bei Herr Pfarrer Hirzel „vorgelassen", und erhielten den Bescheid, man verlange in möglichst kurzer Zeit

1) Erfüllung der Adresse von Kloten;
2) bestimmte Erklärung, daß der Regierungsrath weder jetzt noch in Zukunft bei innern Angelegenheiten fremde Hülfe in Anspruch nehmen wolle;
3) Lossagung vom Siebnerkonkordat.

Diese Forderungen, welche im ersten Punkte mit der Ehre des Regierungsrathes, im zweiten und dritten mit den Pflichten und Rechten des Regierungsrathes durchaus unvereinbar waren, versprachen die Herren Hegetschweiler und M. Sulzer dem Regierungsrath zu überbringen, und zwar, wie dieß Pfarrer Hirzel schreibt, mit der Erklärung, ihr Möglichstes zu thun, daß diese Volkswünsche realisirt würden. Bald erschien Pfarrer Hirzel vor seinem Volke, und eröffnete demselben, der Regierungsrath werde Sitzung halten, und wenn den Wünschen nicht entsprochen werde, so ziehe man in die Stadt, das Komite werde dann sagen, was zu thun sei. Er fügte noch bei: wer auch kein Geld habe, möge gleichwol in Wirthshäusern

das Morgenessen nehmen, man werde es schon bezahlen." Das Volk theilte sich in verschiedene Haufen. — Wenn man sie fragte, warum sie denn gekommen, so antworteten Viele mit einiger Scheue, „sie wüßten es eigentlich selbst nicht;" Andere behaupteten, „sie wollten die Religion garantieren," und wieder Andere, „die Regierung müsse weg." Einzelne Haufen begaben sich auch in die Stadt, und bemerkten nicht ohne Mißtrauen die bewaffneten Städter. Diese jedoch suchten ihnen auf alle Weise verständlich zu machen, daß sie Nichts von ihnen zu fürchten hätten. „Ich lasse das Gewehr präsentiren, sprach ein städtischer Kommandant zu den Bauern, wenn ihr vorbei ziehet." Unterdessen kamen viele Städter zu dem Hauptkorps heraus, und verbreiteten sehr beunruhigende Gerüchte: „der Regierungs„rath werde nicht nachgeben; er habe neuerdings um fremde „Truppen gebeten; Bern und St. Gallen seien bereit, aus „sich selbst einzurücken; das Komite soll arretirt werden; „man werde das Stadthaus angreifen; aus dem Limmatthal „kommen Freiwillige für die Regierung; die Studenten seien „auch bewaffnet u. s. f."

Während man durch aufregende Reden und durch volle Weinbütten das Volk um Oberstraß zum Ueberfall vorbereitete, saß der Regierungsrath auf dem Postgebäude, und vernahm den Bericht seiner Abgesandten. Hegetschweiler versicherte, die Leute halten sich gewiß ruhig, und nach einer Debatte von $1\frac{1}{2}$ Stunde war beschlossen, dem Volke durch die Kanzlei bekannt machen zu lassen: „der Regierungsrath habe die Einberufung fremder Truppen nie beabsichtigt, und gedenke auch nicht, es zu thun, da er hoffe, die Wirren des Kantons werden sich ohne Truppen lösen." Kaum war dieser Beschluß gefaßt, so kam die Nachricht, in Neumünster

werde gestürmt. Nun wurde schnell noch auf Antrag M. Sulzer's beschlossen, die Klage gegen das Komite zurückzuziehen, und rasch trat Waibel Brändli ein, mit der Nachricht: das Volk zieht über die Brücke. „Jetzt, die Kanonen heraus! rief Ed. Sulzer. Ich verlange hiezu schriftlichen Auftrag, versetzte Weiß. Versteht sich, erwiederte Eduard .... Nun vernahm man das Rollen des Gewehrfeuers vom Münsterhofe herüber ... Die Mitglieder des Rathes wurden vor Schrecken und Entsetzen unwillkürlich von ihren Stühlen gehoben. Weiß und Hegetschweiler eilten an das Portal des Postgebäudes, und erblickten das Volk in wildem Gewühle und Fluchtgedränge. Da eilte Hegetschweiler hinauf in den Rathssaal, kam bald mit zwei Papieren zurück, ließ das Portal öffnen, und stürzte, die Papiere hoch emporhaltend, um die Südseite des Hotel Baur gegen den Militärposten beim Zeughause. — Ein blutiger Kampf hatte sich entsponnen. Die Streitkräfte, das Zusammentreffen und den Ausgang schildert der folgende Abschnitt.

VII.

Blutiger Kampf in der Stadt Zürich.

In Zürich war die Kantonal-Militärschule zu ihrer regelmäßigen Hauptübung versammelt. Das Ganze bestand aus 190 Infanteristen mit Scharfschützen und Rekruten zum Geniekorps, und aus 30 Kavalleristen; darunter mehr als 50 ganz junge Leute, Kadetten, die sich auf Offiziersdienste vorbereiteten, und eine verhältnißmäßig große Anzahl von Offizieren selbst. Der Instruktor der Infanterie war Oberst Sulzberger, ein ausgezeichneter Taktiker, der sich in fran-

zösischem Militärdienste gebildet hatte; der Instruktor der Kavallerie war Major Uebel, über dessen Tüchtigkeit und trefflichen Charakter nur eine Stimme herrscht. Um ½10 Uhr Nachts den 5. September schlug die Trommel vor der Kaserne „Feldwaibel raus."

Obrist Sulzberger ertheilte den Befehl, die Mannschaft sollte angezogen und mit umgehängter Patrontasche sich stets bereit halten; die Lichter sollten brennen, die Fenster geschlossen sein, und Niemand an denselben sich blicken lassen. Um 11 Uhr rückte die Kavallerie in die Kaserne ein, wo sie sich im Salzboden aufstellte. Mehrere Kadetten suchten im Eifer Säbel zu schleifen, was aber ein ziemlich erfolgloses Geschäft war, weil sich die ungemein stumpfen Waffen nicht so bald schneidend machen ließen. Die Landjäger (Gensdarmen), 50—60 Mann, verließen die Kaserne, um sich bei der Hauptwache aufzustellen. Um 2 Uhr Morgens den 6. September, rückte die Kavallerie aus; um 3 Uhr versammelten sich Offiziere, Kadetten und Soldaten in aller Stille auf dem Kasernenhofe. Die ganze Mannschaft wurde von Obrist Sulzberger in 6 Plotons eingetheilt; die Feldwaibel theilten scharfe Patronen aus, Jedem 24 derselben. Einzelne Kadetten sollen deren keine gehabt haben, ob man ihnen keine gegeben, oder ob sie dieselben weggeworfen, wollen wir nicht entscheiden; die Kavallerie erhielt ihre Pistolen-Patronen erst später auf besonderes Andringen von Major Uebel. Obrist Sulzberger redete nach der Vertheilung der Munition die Mannschaft an, und erklärte, daß sie vereint mit der Bürgerschaft Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten hätte; Jeder sollte auf seinem Posten bleiben, was auch um ihn geredet würde; er habe den bestimmten Auftrag, daß ja keiner feuern sollte, es sei denn

zu seiner Selbstvertheidigung nach besonderm Befehl. — Die Anrede wurde mit einem ernsten Bravo aufgenommen. Es folgte der Auszug auf den Münsterhof, und das Korps wurde nun folgendermaßen aufgestellt: 1 Ploton bei der Münsterbrücke (obere, neue Brücke) nebst 2 Schildwachen; 2 Plotons bei der untern Brücke, 1 Ploton auf dem Platz der Peterskirche, 1 Ploton beim Hotel Baur, ½ Ploton bei der Brücke nach Enge, 1 Korporal mit 4 Mann gegen den See, ½ Ploton beim Selnauersteg zur Bewachung der Pulverhütten, 1 Korporal mit 4 Mann beim Pelikan, 1 Korporal mit 4 Mann bei der Augustinerbrücke; die Kavallerie stand auf dem Münsterhofe; 25 Artilleristen aus der Stadt seien ins Zeughaus gerufen worden. Um 5 Uhr wurde Wein und Brod ausgetheilt, um 6 Uhr aber die ganze Stellung verändert. Obrist Sulzberger machte besonders auf die Gefahr einer solchen Zersplitterung der Kräfte aufmerksam und es wurden nun von dem Oberkommandanten Obrist Hirzel die Truppen auf nachstehende Weise vertheilt: 1 Abtheilung unter Lieutenant Leemann am Rank des alten Zeughauses bei dem Hause des Eisenhändlers Schoch; 1 Abth. unter Obrist Markwalder in der Storchengasse; 1 Abth. unter Orelli auf dem Petersplatze, 1 Abth. unter Bluntschli in Gassen beim alten Zeughaus; zwanzig Schritte weiter oben die Genierekruten unter Stuber; beim Windeck eine Abth. Scharfschützen unter Rordorf, 1 Abth. am Portal des Zeughauses unter Schultheß und eine stärkere Abth. im Feldhof; die Kavallerie hielt oben am Münsterhof. Die Position war zur Deckung der Zeughäuser berechnet, der Münsterplatz und von da die Zugänge zu den Zeughäusern sollten frei gehalten werden. In dieser Stellung harrete das Korps der weitern Befehle; weder Obrist Sulzberger noch

ein andrer Offizier wußte eigentlich recht, was geschehen sollte; eine besondere Berathung hatte unter den Kommandirenden nicht Statt gefunden. Eine ernste Vertheidigung schien nicht im Plane zu liegen, sonst hätte man wohl kaum die Studenten und die anderseitigen zahlreich angebotenen Freiwilligen abgewiesen, auch wäre das Geschütz nicht im Zeughause verschlossen geblieben. — Um 8 Uhr wurde nochmals Wein und Brod ausgetheilt.

Die absichtlich verbreiteten aufregenden Gerüchte hatten die Leute an der Oberstraße in große Gährung versetzt. Der Zug organisirte sich zum Zuge gegen die Stadt. Einer wählte sich bei hundert Mann, um sie als ihr Hauptmann zu leiten. Ehe sich nun seine Truppe in Marsch setzte, instruirte er sie folgendermaßen: „Wenn i eimol blose, so räned (er hatte ein Hörnchen angehängt); wenn i zweimol blose, so räned gege mir." Diejenigen, die Gewehre hatten, luden sie, und stellten sich an die Spitze. Die mit Schießgewehren Bewaffneten zogen meistens mit Pfarrer Hirzel; es mochten etwa 500 sein, und mit ihnen 1500 mit Prügeln, Sensen u. dgl. Dr. Rahn-Escher führte die größere Abtheilung. Alle zogen sie nun fort, wo einst die Kronenporte gestanden hatte, hinunter über den Neu- und Rindermarkt, durch die Marktgasse. Die ganze Masse zog zu vier und vier. Sie sangen Psalmen und Lieder aus dem neuen Kirchengesangbuche, besonders hörte man das Lied:

Dies ist der Tag den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht.
Ihn preise was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist.

So auch den 3. Lobwasserschen Psalm, wo es unter Anderm heißt:

einzelnen Kavalleristen feuerten ihre Pistolen los, und vom Ploton Leemann oben am Münsterhofe fielen ebenfalls Schüsse, und die Infanterie und Scharfschützenposten gegen das Zeughaus machten sich kampffertig. Die Dragoner zogen sich durch die Postgasse auf die Infanterie zurück, da sie bemerkten, daß nun auch Rahn's Sturmhaufen über die obere Brücke gegen den Münsterplatz heranzog. Beim Rückzug aber machten die Dragoner zweimal Front, um einzelne Kameraden zu retten, deren Pferde gestürzt waren, und bei diesen Bewegungen wurden einige Stürmer mit scharfen Säbelhieben getroffen.

Auf des Oberkommandanten Befehl hatte Sulzberger laden lassen, und der Generalmarsch wurde geschlagen. Indessen zeigte sich bei dem Ploton in Gassen einige Unruhe, weil von der Abth. Markwalder aus der Storchengasse mehrere Flüchtlinge herangerannt waren. Sulzberger eilte dorthin. Bei seiner Rückkehr stürmte der Gewalthaufe gegen das Zeughaus. Die Infanterie hatte sich nach beiden Seiten hin formirt, feuerte nun gegen die Anstürmenden, und besonders die Kugeln der Scharfschützen wirkten tödtlich. Die Kavallerie brach hervor, und nun kehrte sich der Sturmhaufen, und eilte in wilder Flucht zurück. Viele drängten sich auch durch die Storchengasse, und ihr Verlust wäre da unvermeidlich sehr groß geworden, wenn nicht die Abtheilung Markwalder eine höchst rühmliche Mäßigung an den Tag gelegt hätte. Einige der Hitzigsten waren Anfangs geneigt, die Flüchtigen mit den Waffen zu empfangen, doch Markwalder hielt sie zurück, und darauf zog Einer seine Wurst aus der Tasche, und verzehrte sie lachend. Ueber beide Brücken stürzten die Flüchtigen zurück; Bengel und andere Kampfwerkzeuge von sich werfend; in blinder Angst

rannten Viele in enge Gäßchen, wo sie keinen Ausweg fanden. Einzelne flohen weit fort ohne sich umzusehen und brachten Schrecken und Verwirrung in die Heimat, wo sogleich auch die Vorwürfe gegen den Zug erwachten. Auf dem Kampfplatze lagen mehrere Todte und schwer Verwundete aus dem Sturmhaufen. Im ausgestreckten Arm einen Säbel haltend lag Einer nur zwei Schritte vor dem Ploton; neben ihm ein junger Mensch, dem das Blut aus der tödtlichen Halswunde strömte, unverständlich einige Worte röchelnd; ein Dritter versuchte etliche Mal, sich zu erheben, und stürzte endlich todt zusammen, ein Vierter lag bei dem Brücklein über den Fröschengraben und einer Lache vergossenen Blutes. Ein Stürmer wollte einem Kadetten das Bajonett entreißen, sie stießen sich einigemal hin und her, bis endlich der Kadette losdrückte, und der Stürmer todt niederstürzte. Todt oder tödlich verwundet waren 13, leichter verwundet gewiß ziemlich viele, von 12 wurde die Verwundung bekannt.

Tödtlich verwundet war überdieß Staatsrath Hegetschweiler, der während des Kampfes einen Befehl der Regierung an die Dragoner abreichte. Er hatte die Papiere dem Lieutenant Fenner von der Forch, der große Bravour gezeigt, übergeben, und wollte sich entfernen; da traf ihn ein Schuß. Er versuchte sich wieder nach dem Zeughausplatze zu wenden, und fiel bewußtlos nieder; der Schuß, der ihn getroffen, war ein Schrotschuß, und die Schrote waren von unten aufwärts gegen das Hirn gedrungen. Das Militär hatte keine solche Ladungen, und da überdieß hauptsächlich in dem Momente die Kavallerie agirte, so ist fast sicher anzunehmen, Hegetschweiler sei von einem Flintenschusse aus dem Haufen der Stürmer getroffen worden; sein Tod erfolgte am 9. September. Unter Denjenigen, die alsbald auf der Wahlstatt zur Wegschaffung

der Todten und Besorgung der Verwundeten erschienen, bemerkte man in besondrer Thätigkeit Dr. Locher-Zwingli. Obrist Ziegler hatte an die Scharfschützen mit Drohungen vermischte Ansprache gegen den Gebrauch der Waffen gerichtet.

Erst jetzt wurde das Zeughaus geöffnet, und eine Kanone herausgeschafft. Sie war aber nicht geladen, und die zwei Artilleristen, die sich einfanden, wußten weder Munition noch Ladzeug. Auf Anordnung des Regierungsraths Weiß wurde die Kanone alsbald wieder in das Zeughaus gestellt.

Das Militär stand siegreich auf dem Kampfplatze, ohne nur einen Mann verloren zu haben; ja nicht einmal verwundet war einer aus demselben; nur einige Dragoner hatten unschädliche Streifschüsse oder Kugeln durch das Rüstzeug erhalten.

Sobald die Führer des Sturmhaufens den Widerstand wahrgenommen, ließen sie in Neumünster die Sturmglocken ziehen; dieß war das verabredete Zeichen, und sogleich ertönten die Glocken auf den Stadtthürmen und auf den Kirchen der Seegemeinden. Ein allgemeiner Aufstand war gewiß. Da brachte Obrist Hirzel den Befehl, das Militär sollte sich unverzüglich in die Kaserne zurückziehen. Im Hofe redete Sulzberger die Truppen an, und stellte ihnen vor, daß sie wahrscheinlich für ihre Selbsterhaltung sich zu vertheidigen haben würden, und suchte sie durch kurze und treffende Worte zum ehrenhaften Kampfe zu ermuntern. Das Korps antwortete mit kräftigem: Bravo! und nachdem die zweckmäßigen Posten aufgestellt, begann Studer*) die Barrikadirung des Portals.

Einzelne neue Sturmhaufen zogen bereits in die Stadt ein, und große Züge waren vom See her zu erwarten. Die

*) Der Sohn des Kantonsraths Studer in Wipkingen. Auch der Vater hat im Momente der höchsten Gefahr sich als der muthvollste aller Liberalen erwiesen.

von der Regierung mit Waffen ausgestatteten Städter nahmen jetzt offen die Partei der Landstürmer, und besetzten das Zeughaus und die öffentlichen Plätze und Lokale. Da erschien Obrist Hirzel, und befahl, die Militärschule auf der Stelle zu entlassen; in diesem Augenblicke machte Sulzberger den Vorschlag, gemeinsam an die Gränze zu marschiren, fand aber keinen Anklang. — Da war keine Minute zu verlieren, denn mit jedem Augenblicke näherten sich racheschnaubende Züge. Sulzberger kündigte im Kasernenhofe die Auflösung an, empfahl Eile und Vorsicht, dankte für die gute Haltung, und wünschte glückliche Heimkehr. Dr. v. Escher hatte im Namen der neuen Gewalt den Abziehenden zwar Sicherheit versprochen, indessen war die Gefahr immerhin bedeutend, und die Vermeidung von Unglück zeugt von der Schnelligkeit und Klugheit der Abziehenden. Obrist Sulzberger fand sich bald fast allein in der Kaserne; ein Soldat, Namens Pfenniger, von Stäfa, bewies seine besondere Treue, indem er fest und beharrlich als Wache vor Sulzberger's Zimmer stehen bleiben wollte, und es diesem erst nach bestimmt wiederholten Erklärungen gelang, ihn zum Abzug zu bewegen.

Sulzberger begab sich in die Wohnung eines befreundeten Militärs; bald aber mehrten sich die Haufen vor diesem Hause, und der Eigenthümer ließ erklären, er müsse wünschen, daß sich Sulzberger so bald als immer möglich entferne, denn er wittere Verrath und Exzesse. Mit Gefahr entkam er in die Wohnung eines andern Freundes, aber hier sah man seine Sicherheit noch mehr gefährdet und die der Bewohner zugleich, so daß er selbst erklärte, er wolle auch hier sich entfernen, wenn schon mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Das konnte der Freund auch nicht zugeben, und so kam man zu dem Entschlusse, Sulzberger sollte verkleidet mit dem Hausherrn eine

Chaise besteigen, und so wolle dieser versuchen, ihn nach Baden zu bringen. Glücklich waren sie bei der ersten und zweiten Wache vorüber, aber bei der dritten wurden sie auf eine Weise empfangen, die vermuthen läßt, daß sie bereits verrathen waren. Bewaffnete fielen den Pferden in die Zügel, es wurde gefragt, und Sulzberger von Maler Schweizer zum Sprechen aufgefordert. Da warf er die Verkleidung ab, und sprach kräftig: Ich bin der Sulzberger; Was wollt ihr von mir? Alsbald kam der Techniker Frei herbei, fluchend und tobend; unter Drohungen wurde Sulzberger aus dem Wagen genommen, und in die benachbarte Wohnung des Friedensrichter Gugolz gebracht. Frei drohte und schimpfte, aber zwei Soldaten und Wachtmeister Ruegg nahmen sich des Aufgegriffenen bald sehr theilnehmend und ernsthaft an. Er berief sich auf das von Dr. v. Escher gegebene Wort, und zeitig kam dieser auf den Platz und vermittelte. Frei begab sich zu Bürgermeister Muralt, und bald erschien der Staatsschreiber Hottinger, der den Auftrag zur Freilassung und sichern Geleitung überbrachte. — Frei wurde bald manierlicher, und drückte sogar Bedauern über sein Benehmen aus, auch Schweizer änderte sich günstiger, und so kam Sulzberger unter ihrem, des Wachtmeisters und der beiden Soldaten Geleit sicher nach Altstetten, wo er freundliche Aufnahme fand, und bald nach Baden abfahren konnte. Einige behaupteten, man habe geglaubt, den Staatsanwald Ulrich in dem Wagen aufzubringen; dieser hielt sich jedoch bis in die Nacht in der Stadt auf, und verließ sie dann zu Fuße mit einem sichern Führer. Dr. Keller und Dr. Furrer waren zu Wagen dem Sturme entgangen, und ebenfalls in Baden angelangt.

Kaum eine Stunde nach dem Gefechte langten die Zuzüger der Stürmer aus den Seegegenden an. Viele kamen

zu Schiffe und landeten beim Tiefenbrunnen. Geistliche waren aus der Stadt entgegengeeilt, die Schritte der neuen Haufen zu fördern; Geistliche leiteten Züge von den Gemeinden aus. Die Haufen von Küsnach und Erlenbach gehörten zu den vordersten und zahlreichsten. Wuthknirschend und wohlbewaffnet zogen sie ein. Die ganze Nacht vorher seien in Sternenwirths Bleuler's Hause zu Küsnach Kugeln gegossen und Vorbereitungen zum Zuge getroffen worden. Die Meisten trugen Stutzer und Flinten; Einige auch Hallbarden und Morgensterne. Sie zogen über die Münsterbrücke dem Postgebäude, dem Zeughause und der Kaserne zu. Auf ähnliche Weise kamen die Züge von andern Seegemeinden; bald einzelne Männer mit Vivats begrüßend, bald in gräßliche Drohungen gegen andere ausbrechend. Wohlgekleidete Leute waren auf der Straße gefährdet, weil man sie für „Straußen" annahm. Besonders scheel blickte man auf Diejenigen, die eine den Einziehenden entgegengesetzte Richtung einschlugen. So wollten Abends zwei Männer in den Riesbach zurück, wurden für Flüchtlinge gehalten, und stark mißhandelt; ja sie wären in Lebensgefahr gekommen, wenn nicht ein Haufen von Bekannten vermittelnd eingeschritten und Gewalt mit Gewalt abgetrieben hätte. Gegen Abend waren der Zuzüger schon mehr, als 10,000 in der Stadt. Die Fremden verließen dieselbe eiligst, nach allen Seiten hin sah man Kutschen und Reisewägen eilen, Alles blieb geschlossen, indem Niemand wußte, zu welchen Exzessen das Volk in seiner Wuth schreiten konnte. Als Bediente beim Hotel Baur das Blut auf dem Pflaster wegschaffen wollten, rief ihnen die Menge erbittert zu: „Nei, nei, lände kur sie, damit me sieht, wie me mit is umgangen ist." Bis spät in die Nacht langten Züge aus allen Gegenden des Kantons an. Winterthur und Andelfingen blieben ziemlich ruhig. In letzterm Bezirke durfte

nur in wenigen Gemeinden Sturm geläutet werden, so sehr sich Bezirksrichter März auch bemühte, die Hürlimann'schen Sturmbefehle auszukünden. Im Bezirke Bülach wurde viel gestürmt. Vom Rafzerfelde, von Glattfelden her zog man der Hauptstadt zu; die Einwohner von Eglisau und Bülach jedoch blieben meistens zu Hause. Sie setzten sich in Stand, allfälligen Exzessen der Haufen Einhalt zu thun. Der Bezirk Regensberg war ebenfalls nur theilweise über die Bewegung erfreut; Schöfflisdorf, Stadel, Weiach u. s. f. rückten jedoch aus. Pfarrer Keller in Weiach kam von Zürich hergelaufen, um das Land aufzuregen. Fast in allen Gemeinden waren es die Pfarrer, welche den Landsturm organisirten, und zum Zuge anfeuerten. In Zürich wurde der Menge reichlich Essen und Trinken ausgetheilt. Die Masse wurde einquartiert. Einzelne Züge wurden bewillkommt, und an den Ort ihrer Quartiere geführt. Nicht alle konnten in den Bürgerhäusern untergebracht werden. Da belegte man den Boden der Kirchen mit Stroh, damit die Uebrigen dort noch Obdach fänden. Die Todten, zu denen bald noch ein neunter kam, wurden in der Predigerkirche ausgestellt. Es heißt, diese Todten hätten zusammen 17 Schilling Baarschaft bei sich gehabt. Der Volkszulauf, um die Gefallenen zu sehen, war unermeßlich. Die Schaustellung war grausenhaft und fast Ekel erregend: Die Wunden klaften unbedeckt, das Gehirn drang durch die Schädelspalten, Blut und Koth befleckte die Kleider. Und nebenan standen große hölzerne Gefäße mit Wein, an welchen sich das Volk in starken Zügen labte, es wechselten fanatische Reden mit dem allgemeinen Tosen und Drängen. So schien es fast darauf berechnet, die Wuth des Volkes zur Blutgier und Rache zu entflammen.

VIII.

Das Ende der republikanischen Periode und die nächsten Maßregeln der städtischen Gewalt.

Die Mehrzahl der Regierungsräthe hielt sich noch im Saale des Posthauses, als schon die städtische Miliz sich der Plätze bemeistert hatte. Die beiden Sulzer, Melchior und Eduard, begaben sich ins Seitenzimmer, Fierz besichtigte noch Hegetschweiler auf dem Passagierzimmer, und begab sich dann in seine Wohnung. Bürgermeister Hirzel hatte vom Postdirektor die Warnung erhalten, daß er hier nicht mehr sicher sei, und zugleich die Weisung auf eine Mittelthüre, die in einen Hinterhof führte. Er suchte von dort in eines der benachbarten Schulzimmer zu gelangen, fand aber Alles verschlossen. Ein Mann rieth ihm, sich hinter die Wagen zu verstecken; er schritt jedoch durch den Hausgang, und da trat zu ihm, wie Weiß erzählt, O. J. und rief: „Herr, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so machen Sie, daß Sie da wegkommen." „Wollen Sie mich begleiten?" erwiederte Hirzel. . . , „Mit Ihnen gehe ich nicht," rief jener, indem er den Rücken kehrte. Hirzel entschloß sich nun, auch unter Lebensgefahr sein Haus zu suchen, und kam, einige Beschimpfungen abgerechnet, glücklich daselbst an. So viel Schutz erhielt der Bürgermeister, als die Städtischen Meister waren, während immerfort vom Stadthause die treuesten Zusicherungen für Schutz von Personen, Eigenthum und Behörden gegeben worden waren. Bürgermeister Heß ertheilte auf dem Posthause noch Befehl, auch die Zeughäuser an die Städter zu übergeben, und die Milizen zu entlassen. Weiß hatte sich auf den Kampfplatz begeben; nachher suchte er den Oberkommandanten auf, und eilte, als die Städter überall Meister waren, in Be-

gleitung von Oberst Pestaluz zur Wohnung des Bürgermeister Heß, wo er diesen auch antraf, und die Worte vernahm: Das Glaubenskomite regiert halt jetzt . . . Eine vertrauliche Besprechung hat vorläufig Statt gefunden . . . Wollen Sie jetzt nicht gehen . . . Das war deutlich, und doch konnte der gute Weiß, der sich entfernte, noch nicht begreifen, daß die städtische Vorsicht schon eine neue Regierung zugerichtet habe, und Hr. Heß an der Spitze derselben figuriren sollte. Die beiden Sulzer wußten, was geschehen müsse, und begaben sich geradezu vom Posthause aufs Stadthaus! v. Muralt war eiligst dorthin abgeholt worden, Hürlimann und Escher-Schultheß harreten bereits ihrer neuen Kollegen, und Heß ließ nicht lange auf sich warten. Etwas später wurde der alte Meyer von Knonau berufen; wahrscheinlich erst in Folge einer neuen Bestimmung, da ohne allen Zweifel Hegetschweiler in das neue Regiment eingereihet war.

Die Sieben bildeten sich sogleich zur provisorischen Regierung und zum eidgenössischen und zum Staatsrathe um, erließen eine Proklamation, worin sie die Auflösung des Regierungsrathes als ein Faktum hinstellten und die Berufung eines neuen Großen Rathes in Aussicht stellten. Heß stand an der Spitze; das Zentralkomite verkündigte in einer Proklamation den Sieg des Volkes, versprach den Lohn und Segen des Himmels, und hieß die Bürger der provisorischen Regierung Treue schwören.

Immer neue Scharen strömten vom Lande herein; doch am folgenden Tag, Samstag den 7., wurde die Menge auf den Hauptplätzen der Stadt versammelt, und man schätzte die Anzahl der Landleute nicht über 7—8000; daselbst wurde durch Hürlimann beliebt, daß diese Versammlung im Namen des

gesammten züricher Volkes die Anerkennung der provisorischen Regierung, die Auflösung des Großen Rathes und die Losgebung der zum Zuchthaus verurtheilten gewaltsamen Brandstifter von Uster (II. Heft S. 8—9.) ausspreche. **Hiemit war die Verfassung gebrochen, und die siegreiche Revolution trat in ihre Rechte**; denn bei jeder siegreichen Revolution erwächst die Stärke zum Recht. Anstatt aber von diesem Rechte nun offen und frei Gebrauch zu machen, und den Urversammlungen, gestützt auf den unmittelbaren souveränen Willen des versammelten Volkes, die Wahl eines neuen Großen Rathes aufzutragen, kam man auf den eiteln und lächerlichen Gedanken, sich von dem bereits abgethanen Großen Rathe noch legitimiren zu lassen, denselben in Korpore zu einem Verfassungsbruche zu nöthigen, und darauf dann die Behauptung zu bauen, es sei Alles ganz nach Verfassung und Gesetz gegangen, und die züricherische Staatsweisheit habe den kleinen Leck, den das Staatsschiff bekommen, so unmerklich und vortrefflich ausgebessert, daß nur noch ein neuer Anstrich und etwas Glanzfirniß nöthig sei, um das Fahrzeug in neuer Pracht vor der Welt zu zeigen. Der Präsident der provisorischen Regierung berief den Großen Rath auf den 9. September zusammen, und that dadurch, was er nicht konnte. Und siehe! die Mitglieder des bereits abgethanen Großen Rathes kamen in ihrer Mehrheit nach Zürich, und auch die Verständigen ließen sich bereden, einer Sitzung beizuwohnen, die dazu bestimmt war, daß sie das beschließen sollten, was sie nicht beschließen durften, weil es gegen ihren Eid war. Sie versammelten sich; aber nicht unter ihrem Präsidenten, er und sein Stellvertreter waren abwesend — nicht im Großrathssaale, sondern in einer Kirche, gedrängt und bedroht von Volkshaufen.

Hr. Studer von Wipkingen, der diese Tage so viel Muth und Treue bewiesen, er wagte noch, seinem Eide treu zu reden; als aber auch ein zweiter, Prokurator Schoch, nur einen leisen Gegenantrag versuchte, da trat ihm Dr. Bluntschli mit harter und diktatorischer Rede entgegen, worauf das Volk nach stürmischen Bravo's schrie: So ist's recht, so wend mers ha. Der Präsident, Hr. Heß, an dessen Seite Hr. Gujer als Vizepräsident erschien, glaubte, daß auch nicht einmal der parlamentarische Anstand verletzt werden sollte, um ja jeden Vorwurf eines unordentlichen Verfahrens ferne zu halten; darum erhob er sich entrüstet, und rief: Stille, oder ich hebe die Sitzung auf! Und das Volk schrie noch heftiger, und ein älteres Bäuerlein reckte sich über die Emporkirchbrüstung heraus, und sprach: „Hochgeehrte Herre, das ist eusere Meinig, mer wend nüd wie de Prokrater Schoch!" Das war eine ordentliche Meinungsäußerung, und der Präsident führte die Sitzung fort. Es sprachen noch die HH. Muralt, Zehnder und alt Oberrichter Ulrich für den verfassungsmäßig unmöglichen Antrag, nämlich, daß der provisorisch konstituirte Staatsrath einstweilen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten behalte, daß der Große Rath sich selber als aufgelöst erkläre, und daß ein neuer Großer Rath gewählt und innerhalb 14 Tagen einberufen werde. Ed. Sulzer hatte als Referent gezeigt, daß auch diese Maßregel keineswegs die Verfassung verletze. Mit 140 Stimmen gegen 1 (die des Hrn. Studer) wurde der Antrag zum Beschlusse erhoben. Der Große Rath hatte nun zwar seine eigene Unwürdigkeit erklärt, aber er konnte sich mit äußerm Zwang entschuldigen; hingegen ward ganz überflüssig die Ehre der Revolution mit einem beschmutzten Lappen der zerrissenen Verfassung befleckt.

Am 16. und 17. folgten die neuen Großrathswahlen. Das Zentralkomite hatte schon am 2. September den Beschluß gefaßt, dem Wahlgeschäfte eine geeignete Richtung zu geben, und es erreichte seine Zwecke auf die vollständigste Weise. Fast in jeder Zunft wurde nach besonders vertheilten Wahllisten wenigstens ein Stadtbürger gewählt, so daß deren 50 — 60 im Großen Rathe sitzen; die aus den Landbürgern gewählten Volksvertreter sind mit sehr wenigen Ausnahmen Männer ohne alle Bildung und Geschäftskenntniß, durchaus unfähig, auch nur einen Antrag richtig zu stellen; Einer der verständigsten unter diesen, Gemeindammann Hardmeyer von Zumikon, wurde sogleich ins Obergericht gewählt, und auch dieser ist so ganz ohne die nöthigste Bildung, daß er in einem seiner Großrathsvoten ausrief: „Ein Gesetz und Eine Gleichgültigkeit (statt Rechtsgleichheit) fürs ganze Land." — Er kann nicht drei Worte richtig schreiben, und unterzeichnet: ober Reichter.

Am 19. September und 2. Oktober trat der neue Große Rath zusammen, und besetzte neu: den Regierungsrath, das Obergericht, das Kriminalgericht, den Erziehungsrath, den Kirchenrath, die Staatsanwaldschaft und das Kantonalverhöramt, Alles im streng ausschließenden städtischen Sinne.

In den Erziehungsrath wurden zunächst Sechs von den Sieben gewählt (Pfarrer Bleuler wurde ausgestoßen); überdieß der Antistes, Rahn-Escher, Pfarrer Hirzel, Baron Sulzer-Wart, Pfarrer Birch, Pfarrer Zimmermann und noch einige Städter. *) Die Personalreaktion in den Kantonalbehörden war vollständig und streng durchgeführt.

Hätte man das Recht der Revolution mit freiem Muthe

*) M. Eßlinger lehnte ab.

vor der Welt geltend gemacht, so ließe sich die Erneuerung des Großen Rathes und der kantonalen Vollziehungs- und Administrations-Behörden rechtfertigen; durch die schon erwähnte Täuschung mit verfassungsmäßigen und gesetzlichen Operationen aber wurden alle Auflösungs-Maßregeln zur Willkür, und diese führte sogleich zu Gewaltstreichen. In keiner Weise läßt sich ein rechtlicher oder vernünftiger Grund zur Auflösung des Obergerichtes und Kriminalgerichtes finden; hier waltete bloß die Personalrache, die vollends in ihren gemeinsten Gewaltthätigkeiten sich äußerte, als man untergeordnete Beamte: den Staatsanwald, die Miliz-Instruktoren und sogar den Seminardirektor ohne Untersuchung und Urtheil ihrer Stellen entsetzte.

Ich komme hier auf meine eignen Angelegenheiten zurück.

Auf mein Ansuchen erhielt ich von Seite des Erziehungsrathes durch einen Beschluß vom 24. September einen verlängerten Urlaub.

Nachdem meine Gesundheit sich einigermaßen gebessert hatte, zeigte ich der Behörde am 6. Oktober an, daß ich den 15. Oktober auf meinem Posten mich einfinden und meine amtlichen Verrichtungen als Seminardirektor fortsetzen werde. Darauf erhielt ich einen erziehungsräthlichen Beschluß vom 10., in welchem mir angezeigt wurde, daß mein „Wiedereintritt in die Stelle eines Seminardirektors unter obschwebenden Verhältnissen unmöglich sei." Die Form dieser Zuschrift zeigte ziemlich deutlich, was ich zu erwarten habe, aus zuverläßlichen Berichten erfuhr ich über die dießfällige Berathung Folgendes. Herr Erziehungsrath Baron Sulzer-Wart, ein starrer, intoleranter Anhänger des falschen Pietismus (ich unterscheide und achte den wahren Pietismus), äußerte, man solle so verfahren, als ob gar nie ein

Scherr im Kanton Zürich gewesen sei. Der Präsident Ferd. Meyer soll mein Recht vertheidigt haben, aber ohne Erfolg; ja die Behörde faßte sogar den lächerlich-leidenschaftlichen Beschluß, es sei die Kanzlei beauftragt, mir den Amtstitel nicht mehr zu ertheilen, und wirklich war dieß sowol auf der Adresse als im Inhalt der Zuschrift befolgt. Eine Kommission, bestehend aus den Erziehungsräthen Escher, Ed. Sulzer und alt Oberrichter Ulrich, hatte über meine Angelegenheit Bericht und Antrag zu hinterbringen, und am 23. Oktober beschloß der Erziehungsrath meine Suspension, entzog mir ⅔ meines Einkommens, und befahl mir, bis 1. November das Seminargebäude zu räumen. Die Motive sind:

1) Meine Wirksamkeit stehe im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung;
2) das Wohl des Seminars erfordere meine Entfernung. (Beilage IX.)

Indem ich nun in Betracht zog:

a) daß ich seiner Zeit mit lebenslänglicher Anstellung auf die Seminardirektorstelle ohne Meldung berufen worden war;
b) daß ich nach eingereichter Entlassung durch die Beschlüsse und Ansinnen der höchsten Behörden moralisch genöthigt worden war, die Stelle länger zu behalten;
c) daß ich von meinen vorgesetzten Behörden während meiner achtjährigen Dienstzeit niemals eine Mahnung oder Rüge, im Gegentheil amtliche Zeugnisse der vollständigsten Zufriedenheit erhalten hatte; (Beilagen X.)
d) daß ich nicht den mindesten Antheil an der Septemberrevolution genommen;
e) daß nach §. 11 der Staatsverfassung kein weltlicher oder geistlicher Beamter seiner Stelle entsetzt werden kann, außer in Folge eines gerichtlichen Urtheils;

so mußte ich im Bewußtsein meines Rechts und zur Wahrung meiner Ehre mich entschließen, alle Rechtsmittel zu ergreifen, die mir in dieser Sache zu Gebote standen, und der erste Schritt war ein Rekurs an den Regierungsrath um Aufhebung des erziehungsräthlichen Beschlusses. Hr. Fürsprech Dr. Furrer, dem ich die Führung meiner Sache übergeben hatte, legte die Rekursschrift unterm 3. November bei der Behörde ein, und dieselbe ernannte am 9. November eine Kommission, bestehend aus Bürgermeister Muralt und den Regierungsräthen Melch. Sulzer und Mousson, zur Prüfung meiner Angelegenheit, und der Erziehungsrath erhielt den Auftrag, die Rekursschrift zu begutachten, was jedoch erst am 11. Dezember geschah, und zwar mit eingemischten allgemeinen Vorwürfen und Anschuldigungen, z. B. „ich hätte den Charakter, die religiöse Richtung und die Bedürfnisse des Volkes mißachtet“ — ohne Angabe einer Thatsache, ohne Grund und Beweis. — Am 13. Januar aber fertigte der Erziehungsrath einen Gesetzesentwurf, in welchem nach §. 26 das bisherige Seminar mit Mai 1840 aufgehoben, die Lehrstellen als erledigt erklärt, und ein neues Seminar mit gleichem Zeitpunkte ins Leben trete; im §. 27 ist von einer „allfälligen Entschädigung der bisherigen nicht wieder angestellten Lehrer“ die Rede, nicht aber vom bisherigen Direktor. Noch muß ich hier beifügen, daß mir Regierungsrath Ed. Sulzer durch Hrn. Hagenbuch einen Vorschlag zum Abkauf meines Heimwesen in Küsnach unter der Bedingung zustellen ließ, daß ich meine Demission einreiche (Beilage XI); daß mir ebenfalls ein mittelbarer Antrag zu gleichem Zwecke mit Aussicht auf eine Entschädigung von 5000 Fr. gemacht wurde — welche Anerbieten ich aber als unehrenhaft ablehnte. —

Meine gute Frau mußte nach Küsnach reisen, und unsere Mobilien aus dem Hause schaffen. Sie hatte während unsers

achtjährigen Aufenthalts kein Kind in Küsnach gekränkt; sie stand am Grabe dreier Söhne, sie war im Begriffe, ihr engeres Vaterland vielleicht auf immer zu verlassen; aber die siegreichen Retter des Christenthums wollten auch ob dem schuldlosen Weibe ihren Triumph feiern; grinsend und spottend trat der riesenhafte Küfer der schwangern Frau in den Weg, die mit bittern Thränen vor ihm floh; doch mehr noch schmerzte sie die spähende Schadenfreude einer fühllosen städtischen Weibsperson.

Drei Monate ließ der Regierungsrath meinen Rekurs unerledigt; erst zu Anfang Februars erfolgte die Abweisung desselben. Die Motive werden dieser Behörde stets zur Trauer gereichen. Es wurde zwar zugegeben, daß kein Vergehen vorhanden sei, aber in allgemeiner Weise wurde von „einem moralischen Verschulden" gesprochen, und die durch hundertfältige amtliche, mündliche und schriftliche Zeugnisse als niederträchtige Verleumdung zurückgewiesene anderseitige Angabe, als ob ich gegen die Förderung der christlichen Lehre und Bildung gewirkt habe,*) diese niederträchtige Verleumdung diente gleichsam zum Fundamente, auf welches die züricher Regierung

*) Ich habe die Zulage eines moralischen Verschuldens öffentlich als eine Verleumdung bezeichnet; ich habe mich auf eine Untersuchung und Prüfung meiner Lehren und Schriften und meines Lebens berufen; ich habe in meinen Schriften nachgewiesen, wie ich stets mit aller Sorge das religiöse Gebiet geehrt und angebaut habe, ich berief mich auf das öffentliche Zeugniß der Seminarlehrlinge (Beilage III) und auf das der geistlichen Religionslehrer am Seminar. (Drittes Heft Beilage XI.) — Alles vergeblich! Die höchsten Behörden hielten sich an die von meinen Todfeinden ausgestreuten Verleumdungen. — So wurde ich, ein Bürger des Kantons Zürich, gleichsam rechtlos der blinden Leidenschaft geopfert.

ihren Beschluß gegen mich bauete. Ueberdieß kommen Wendungen und Ausdrücke in dem regierungsräthlichen Erlasse vor, wie man sie nur von einer Behörde erwarten sollte, der es entweder an der nöthigen Intelligenz oder an freiem Willen fehlt. Es wird gesagt, die Stelle des Seminardirektors sei nirgends als eine „lebenslängliche" bezeichnet, während die Inamovibilität der Kirchen- und Schuldiener ein Grundsatz ist, auf welchem zum Theil die ganze Kirchen- und Schul-Organisation beruht; ein Grundsatz, der selbst so sehr im Volke durchgedrungen ist, daß gerade in dieser Zeit häufige Petitionen um Einführung der Amovibilität eingereicht worden sind. Es ist unbegreiflich, wie eine Partei auf solche Weise ihren Ruf Preis geben konnte. Noch mehr, im regierungsräthlichen Beschlusse wurden die ausgezeichneten amtlichen Zeugnisse, die über meine Dienstverrichtungen von Jahr zu Jahr (1832—39) vorlagen, als bedeutungslos bezeichnet, weil „ein großer Theil des Erziehungsrathes gleichfalls im Widerspruche mit dem religiösen Bewußtsein des Volkes gekommen sei." — Hätte ich wol amtliche Zeugnisse von der Partei einholen sollen, die keineswegs im Amte war, und alle Maßregeln der bestehenden Regierung mit Gift und Galle überströmte? — So weit hat doch sicherlich der Unsinn der Parteileidenschaft noch nie getrieben! — Ich trug nunmehr meinem Sachwalter auf, den gerichtlichen Weg einzuschlagen, und es sollte sich denn zeigen, ob Recht und Gerechtigkeit aus dieser schauerlichen Verwirrung aller Begriffe in den Gerichtssälen noch eine sichere Zuflucht gefunden. —

Der erziehungsräthliche Gesetzesvorschlag zu einer scheinbaren Auflösung des Seminars kam zu Ende Februars 1840 vor den Großen Rath. Trotz der ungünstigen Zusammensetzung dieser Behörde zeigte sie dennoch weniger persönliche

Leidenschaft und mehr Rechtkraft als der Erziehungsrath und der Regierungsrath; dieser hatte sämmtliche Lehrstellen bloß für eine sechsjährige Amtsdauer bestimmt, und mit jenem bloß eine „allfällige" Entschädigung der nicht wieder angestellten Lehrer vorgeschlagen. Der Große Rath beschloß, daß die Lehrer, wie bisher, keiner Erneuerungswahl unterliegen sollten, und die „allfällige" Entschädigung wurde in eine „angemessene" umgewandelt. Die Direktorstelle jedoch sollte bloß je auf sechs Jahre besetzt werden. Bei der Diskussion bemerkte man wohl, wie die bessern der neuen Machthaber sich vergebens bemühten, mit Sophismen die eignen innern Vorwürfe zu übertünchen. Oberrichter Ammann zeigte schlagend, wie ungerecht die Uebergangsbestimmungen seien, und wie unwürdig eine scheinbare Auflösung einer Anstalt, um eben so unwürdig mit scheinbarem Rechte gegen einzelne Angestellte verfahren zu können. Obrist Bleuler von Feuerthalen hatte den Muth, dem bisherigen Seminardirektor und vormaligen Erziehungsrathspräsidenten eine warme Lobrede zu halten. Bürgermeister v. Muralt sprach davon, daß er die Verdienste des Direktors anerkenne, und dieß auch beweisen werde. Herr Hürlimann hingegen wiederholte mit blinder Kenntnißlosigkeit oder beharrlicher Bosheit die niederträchtige Verleumdung, „das Seminar und die daraus hervorgegangenen Lehrer hätten das Fundament des christlichen Glaubens zu erschüttern versucht;" — worauf jedoch Regierungsrath Hüni gebührend antwortete. Sehr viele Petitionen waren an den Großen Rath und Regierungsrath eingelaufen für die unveränderte Beibehaltung des Seminars in sachlicher und persönlicher Hinsicht; ja sogar speziell für die beförderliche Rückrufung des Direktors lagen Petitionen von Schulkapiteln und Bürgern vor. (B. XII.)

Die Folgen des Septembersturmes traten immer trauriger zu Tage. Ganze Fluten von Petitionen voll Unsinns strömten auf den Großen Rath. Die Regierung seufzte unter einer höhern Gewalt, die sich durch das Glaubenskomite gebildet hatte. Man schnitzte und rüttelte an einzelnen Gesetzen und Institutionen, und bequemte sich zu Vorschlägen, wie z. B. über eine Biertaxe, über die vor kurzer Zeit ein züricher Großer Rath nicht eingetreten. Eine allgemeine Unbehaglichkeit folgte auf den Umsturz. Zürich's Ansehen war vernichtet, das Vertrauen gänzlich erschüttert. Der Häuserpreis fiel plötzlich um 20 Prozent; viele und darunter sehr bedeutende Fallimente brachen aus. Die Hochschule sank zusammen: Schönlein, Arnold und v. Löw verließen Zürich; die ausgeschriebenen Stellen konnten nicht besetzt werden, die Anzahl der Studenten sank so tief, daß man allgemein das Ende der Anstalt voraussah. Die Groß-Rathsverhandlungen waren ein solches Misere, daß man den Druck derselben nicht mehr bewerkstelligen mochte.

Am thätigsten und eifrigsten im Reaktionswesen wirkte die Partei auf den Erziehungsrath. Seine Majorität setzte die Einführung des N. Testamentes und eines kirchlichen Katechismus in die Klassen 9—12jähriger Schüler durch. Mit furchtbarer Härte fielen die Suspensionen auf den Lehrstand; eine neue Schulzeitung sollte die Schulreform und die Erfolge derselben herabwürdigen und zertrümmern helfen. — Aber gerade hiedurch schlug man dem neuen Regiment eine gefährliche Wunde. Mit bewundrungswürdiger Kraft organisirte der Lehrstand eine systematische Opposition, und vertheidigte die Volksschule mit einem Muthe und einem Ernste, die ihm zu allen Zeiten zur höchsten Ehre gereichen muß. Der Lehrstand bildete den eigentlichen Kern, um den sich allmälig die Republikaner sammelten; das

Volksschulwesen war es, an dem sie den ersten festen Haltpunkt wieder gewannen. Zwei Blätter, der „Landbote“ und der „Republikaner“ kämpften vereint mit dem „pädagogischen Beobachter,“ und von Tag zu Tag gewannen diese Blätter mehr Einfluß auf den gebildetern Theil des Volkes. Der erstere zählte bald bei 5000 Abonnenten, und es scheint, daß er die Hauptwaffe des Klerus, die sogenannte Bürklizeitung, lähmen und allmälig unschädlich machen wird. — Die Zeit dürfte nicht so ferne sein, da das Zürichervolk den blutigen Frevel des 6. Septembers, zu welchem es ein rebellischer Pfarrer, das Werkzeug einer herrschgierigen und rachsüchtigen Partei, verführte, austilgen wird in seinen letzten Spuren, und dieß ist's auch, worauf alle wahre Patrioten als auf die Zeit der Sühnung und Erlösung harren. —

Beilagen

zum

vierten Heft.

Nro. 1.

Verehrter Herr Freund!

Meinen Dank für Strauß und für die Mittheilung der Entwürfe; der Entwurf über das Seminar scheint mir, mit Ausnahme der 6jährigen Amtsdauer, nicht übel; der Schulinspektor scheint mir ein Unding. Ihre persönliche Stellung ist mir klar, doch darüber nur mündlich von

Bleicherweg, den 24. Mai 1836.

Ihrem ergebenen
Ed. Sulzer.

Nro. 2.

Verehrtester Herr!

Herzlichen Dank für Ihre Antwort, die mich in Manchem beruhiget.

Der Kampf für einen geläuterten Glauben, das Seminar und die Volksschule — der muß durchgekämpft werden, und wenn nun auch das Schlimmste kommen sollte. Es wird aber in allen drei Beziehungen gut gehen, so sagt es mir eine frohe Ahnung. Wir alle sorgen daher, vor allen Sie, daß wir alle Persönlichkeiten oder Standesangriffe auf der Seite lassen. (Hier möchte ich Sie ersuchen, mir, und wäre es auch blind, zu folgen.) Die Unterdrückten erwecken Mitleid, und das hilft gewöhnlich ihrer Sache.

Ich erachte einen äußern Gottesdienst für nothwendiger, als Sängerfeste und Konzerte, und eine Landeskirche, aber eine gute, so nothwendig, als eine Landesschule — doch nur mit der Freiheit für Sekten und Privatschulen.

Der Gedanke: Religionsübung und neben Religionsunterricht insbesondere — Tugendlehre — der gefällt mir. Denken Sie ihm weiter nach, aber eröffnen Sie der Aufsichtsbehörde noch keinen Antrag, bis wir über die Sache vorläufig werden berathen haben.

Ich möchte bald wieder einmal das Seminar besuchen, damit man sehe, die Vereinigung sei ernstlich. Wann geschieht das am besten?

Zürich, den 13. Februar 1839.

Sie grüßt

M. Hirzel,
Bürgermeister.

Nro. 3. a.

Die Verdächtigungen und Verleumdungen, welche über die Lehrerthätigkeit des von uns hochverehrten Herrn Seminardirektor Scherr ausgestreut werden, um ihn, die Stütze des Volksschulwesens, aus seinem Wirkungskreise zu verdrängen, um das Volk gegen das gesammte Volksschulwesen aufzuhetzen, um vielleicht die Leitung der Schule wieder in ganz andere Hände legen zu können, haben uns zu folgender Erklärung veranlaßt:

1) Wir erklären feierlichst, Herr Seminardirektor Scherr hat sich, so lange wir seinen Unterricht genossen haben, oder als Lehrer mit ihm in Verbindung gestanden sind, uns gegenüber niemals über religiöse Gegenstände auf eine Weise geäußert, die je Unglauben hätte erzeugen können.
2) Wir erklären feierlichst, daß Herr Seminardirektor Scherr stets, wo sich die Gelegenheit darbot, als unsere erste Pflicht hervorhob, Religiosität und Sittlichkeit unter dem Volke zu verbreiten, als die einzige Grundlage für das wahre Glück des Volkes.
3) Wir erklären feierlichst, daß wir Herrn Seminardirektor Scherr in Lehre und Wandel als würdiges Vorbild für unsere Lehrerthätigkeit betrachten, da wir in ihm den Mann kennen, der mit unermüdlichem Eifer nur seiner Pflicht gelebt hat.

Wir fordern unsere Kollegen „im Glatthale," die in der Bürklizeitung auf perfide Weise verdächtigt sind, auf, sich öffentlich über jene Beschuldigungen auszusprechen; denn wir wissen, daß die ganze Erzählung nur eine schändliche Lüge sein kann.

Wir fordern den „anonymen Einsender" eines Artikels über Herrn Scherr in Nr. 16 des Volksboten auf, seinen Namen zu nennen, und mit seinen Anschuldigungen hervorzutreten; sonst erklären wir ihn als Verleumder. Wenn endlich der Volksbote in einer Nummer sagt, man bemerke unter dem Lehrerstande antischerrische Bewegungen, so erklären wir auch diese Angabe für

Lüge, bis er uns gezeigt hat, worin jene Bewegungen bestehen.

Horgen, den 23. Februar 1839.

Im Namen des Schulkapitels Horgen:
Der Präsident,
(Schweizerjüngling Nr. 9.) Honegger.

Nro. 3. b.

Mit innigem Bedauern hat die Lehrerschaft des Bezirkes Andelfingen vernommen, wie unser Lehrer, Herr Seminardirektor und Erziehungsrath Scherr in einigen öffentlichen Blättern verleumdet wird. Ist es möglich — so mußten wir uns einmal um das andre fragen — daß dieser edle Mann so tief gekränkt und dem Hasse des Volkes Preis gegeben wird, das von innigem Dankgefühl gegen ihn erfüllt sein sollte?

Denn wer war es, der mit so unermüdlichem Eifer an der Hebung des zürcherischen Volksschulwesens arbeitete? Wer kämpfte und wirkte stets dafür, daß auch dem Kinde in der niedrigsten Hütte der Tempel der Jugendbildung geöffnet wurde, daß alle Kinder, reiche wie arme, zu nützlichen und brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft, zu guten Bürgern und wahren Christen herangebildet würden? Wer erhob seine Stimme stets so ernst und kräftig dafür, daß den armen, unschuldigen Kleinen ihre goldene Schulzeit nicht geschmälert und verkümmert werde? — Es ist unser tief gekränkter Herr Direktor Scherr. Da dieser Mann in dem gegenwärtigen Zeitpunkte von Vielen als Irrlehrer verschrien wird, so fühlen wir uns verpflichtet, zur Steuer der Wahrheit öffentlich zu bezeugen, daß Herr Scherr stets mit der größten Achtung, mit inniger Wärme und tiefem Gefühl über Religion und Tugend zu uns gesprochen und uns empfohlen hat, diese beiden himmlischen Güter einst in unsern Schulen sorgfältig zu wahren und zu pflegen.

Im Uebrigen schließen wir uns mit vollkommener Ueberzeugung an die Erklärungen der beiden Kapitel Horgen und Meilen an.

Dieß ist die einmüthige Stimme der Lehrerschaft des Bezirkes Andelfingen.

Andelfingen, den 9. März 1839.

Im Namen des Schulkapitels:
Der Präsident: Heinrich Boßhard.
Der Aktuar: Joh. Hüsser.

(Schweizerjüngling Nr. 12 Beil.)

Anmerk. Ganz übereinstimmend sprachen sich die übrigen Kapitel aus: Hinwyl Republ. 26. Bülach Rep. 19. Winterhur Republ. 19 Beil. Meilen Schweizerjüngl. 10 Beil. Affoltern Schweizerjüngl. 11. Regensberg ebenda. Zürich Republ. 23. Uster Bürkli 12 Beil. —

Nro. 4.

N. N., den 27. Februar 1839.

Hochverehrter Herr Direktor!

Ein fanatischer Haufe der (gebildeten?) Gemeinde Stäfa hat in der Wohnung des bekannten Volkswühlers W..... daselbst den Beschluß gefaßt, morgen in Masse nach Zürich zu gehen, um wahrscheinlich der Versammlung der Volksapostel daselbst mehr Nachdruck zu geben, oder vielleicht durch ihre Gegenwart die Erfüllung seiner Wünsche zu ertrotzen.

Dieser Haufe, welcher vielleicht aus mehreren Hunderten bestehen dürfte, wird nun nach Küsnach passiren, und leicht möglich ist es, daß sich diese rohe Menschenklasse an dem ihr verhaßten Seminar irgendwie vergreift.

Die Gemeindsvorsteherschaft hat den Auftrag erhalten, vorläufig schützende Maßregeln zu treffen, und auf alle Fälle bereit zu sein, damit allfällig rohen Ausbrüchen des Pöbels Schranken entgegengesetzt werden können; ebenso ist die Regierung von Allem unterrichtet.

Ihnen, Hochverehrter Herr! mache ich diese Anzeige als Freund, damit Sie selbst, so wie das übrige Lehrerpersonale, sich noch zur Zeit momentanen Vexationen, welche ich leider fürchte, entziehen können.

Mehr über den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu reden, behalte ich mir einer spätern Unterhaltung vor, und begnüge mich heute bloß mit dieser Anzeige, und der Versicherung meiner wahren Hochachtung.

N. N.

Nro. 5.

Geliebte, theure Freundinn!

Mit geängstigtem Gemüthe beeile ich mich, Dich zu ersuchen, Dich zu bitten, mir um Gottes willen so schnell wie möglich Kunde zu geben, wie es in dieser verhängnißvollen Zeit um und

bei Euch stehe. Ich möchte Wahrheit über das schreckliche Gerede in hier hören. Ist's wahr, daß dein lieber Gatte der rasenden Leidenschaft, der rohen Willkür Opfer ward. Man sagt, er sei von den Küsnachern geschlagen, und über die Kirchenmauer hinuntergestürzt worden. — Möchte doch dieses eine leere boshafte Sage sein; es wäre ja schon genug. Ich weiß, daß Ihr jetzt leidet; um's Himmels willen rettet Euch doch, und vertraut nicht den wenigen Guten.

Möchtest Du mit Deinen Lieben recht bald ein ruhiges Asyl finden! Ich sehe einer schweren Zukunft der nächsten Zeit entgegen; doch mit gefaßtem Muthe. Eine Revolution ist gewiß in vollem Anzuge. Gewitterschwere Wolken zeigen sich am Horizonte. Rachedurstig und unbelehrbar brüllt der Volkshaufe. — O Gott im Himmel, wie wird sich der Schleier der nächsten Zukunft lüften!

Wir kurzsichtige Menschen! wie schwach und arm sind wir! Kaum erkennen wir die Gegenwart, und die nächste Minute bleibt uns dunkel und unenthüllt.

W a n n, w o und w i e werden wir uns sehen! Ich *bin aufgeregt*, meine Liebe; eine sonderbare *Kraft treibt mich zu* männlichem Ernste. Ist's Aufregung, oder hätte ich Kraft und Standhaftigkeit bei unerwarteten Vorfällen, beim Ausbruche eines Bürgerkrieges? — Gott, wohin sinn' ich? Gott sei Euch und uns gnädig!!

Freitag, den 22. Februar 1839.

Deine Dich herzlich liebende getreue Freundinn
E. R.-K.

Nro. 6.

Werthester Herr Direktor!

Mit Erstaunen und tiefem Unwillen vernehme ich so eben, daß Sie und die lieben Ihrigen in Küsnach nicht mehr sicher seien, was ich beinahe nicht glauben kann; — sei dem nun, wie es wolle, so drängt mich mein Herz, Ihnen für Ihre liebe Gattinn und Ihre lieben Kinder mein Haus als Wohnstätte anzubieten, so lange Sie es für nöthig finden — ein Zimmer kann ich Ihnen gut einräumen, und gewiß sollen Sie recht gut bei mir aufgehoben sein. Sie verwundern sich vielleicht über diese Zeilen, aber glauben Sie, mit heiligem Ernst und beim Anblick meiner um mich harmlos spielenden lieben Kleinen mit thränenden Augen schreibe ich dieß nieder, denn wenn ich auch in Manchem Sie nicht begreifen kann, wie z. B. in der mir immer so unnatürlichen Trennung zwischen Kirche und Schule, welche nach meiner Ansicht nicht

mehr als Mutter und Tochter, sondern als treue Schwestern Hand in Hand den Menschen zum schönen Ziele führen sollen, wenn mich jedes Mal das Wort, womit man die Geistlichen betitelt, tief verwundet. Wie mir so Manches bei meinem das Volk wahrhaft und nur das wahre Glück desselben suchenden Herzen unbegreiflich vorkommt, aber meistens Alles in mich verschließe, und die Enthüllung so vieler Räthsel von der Zukunft erwarte, — — so sind Sie jetzt mein Nächster, und das Haus, das Sie und Ihre liebe Gattinn am Tage Ihrer feierlichen Verbindung freundlich aufnahm, soll Ihnen und der lieben Ihrigen immer eine freundschaftliche Aufnahmsstätte sein und bleiben, so lange die jetzigen Bewohner darin hausen; daher hoffe ich, daß Sie durchaus keine Komplimente machen, denn diese wären in dem schlichten Pfarrhaus Kloten übel angebracht, wo G. L. noch Freundschaft und Treue nach alter Väter Sitte in den Herzen schlägt, und man von Schmeicheleien nichts weiß, sondern ungenirt mein Anerbieten annehmen, was uns herzlich freuen wird.

Verzeihen Sie der Kürze und Schnelligkeit dieser Zeilen, sie sind natürlich nur an Sie gerichtet, und werden von Ihnen hoffentlich verstanden, wie sie gegeben wurden. Gott gebe, daß der dunkle Himmel bald wieder heiterer werde!

Genehmigen Sie die Versicherung vollkommener Achtung Ihres ergebenen

Kloten, den 2. März 1839.

Joh. Waser, Pfarrer.

In größter Eile.

Anmerk. Ich hoffe, daß nunmehr Hr. Pfarrer Waser seines edelmüthigen Anerbietens wegen nicht noch verfolgt werde. Die Publikation sei ein Zeichen meines aufrichtigen Dankes. J. Th. Sch.

Nro. 7.

Theuerster, hochgeehrtester Herr Direktor!

Von den Gestaden des Zürichsee's, der Reuß, der Limmat, Glatt, Töß und Thur kommen wir, Lehrer des Kantons Zürich, angetrieben von einer unbezwinglichen Sehnsucht, geleitet durch das Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit und der Hochschätzung, Sie hier in den freundlichen Gefilden Tägerwylen's aufzusuchen. Hoch schlägt das Herz, frei und freudig athmet die Brust, denn das Ziel unserer Reise ist erreicht, wir erblicken in unserer Mitte trunknen Auges Den, welchen wir Lehrer und Freund nennen dürfen, zu welchem unsere Wallfahrt ging, und für welchen wir heute so munter unsere Schritte förderten.

Im Namen meiner mit mir hieher gewanderten Kollegen, die meinten, ich sei fähig, Das zu deuten, was jetzt in ihrem Innern sich regt, die Gefühle und Gesinnungen, welche sie beleben, in Worte zu fassen, soll ich Ihnen erstlich unsern biedern und herzlichen Gruß darbieten, und Sie dann bitten, uns ein paar Stunden Raum in Ihrer Nähe zu gönnen. Ja, bieder und aufrichtig ist der Gruß, den wir Ihnen darbieten, daran hegen Sie keinen Zweifel. Haben wir doch im großen Glaubenskampfe nicht gewankt, uns weder durch die verführerischen Schmeichlerworte, noch durch die drohende Stellung der Hierarchie, der des Klerus, der Stadt- und Dorfdemagogen von unserer Ueberzeugung abwendig machen lassen, nämlich von der Ueberzeugung, „daß," um mich der Worte eines Volksrepräsentanten zu bedienen, „kein Lebender, nach der Ueberzeugung der Mehrheit der Repräsentanten, mehr Verdienste um das Schulwesen des Kantons Zürich hat, als Hr. Scherr, daß nichts sich leichter widerlegen lasse, als das, daß beim Seminardirektor und seiner Erziehung die Gemüthsbildung von der Verstandesseite zurückgedrängt werde; Hr. Scherr hat gezeigt, gerade was von den Reformatoren gefordert wurde, daß er seinen Zöglingen ein Vater war." Ja, Sie sind der Vater des zürcherischen Lehrerstandes! Diese Ueberzeugung theilten wir schon lange, und theilen sie jetzt. Sie, der uns aus dem finstern, sklavischen Schulmeisterthum der verflossenen Dezennien zum selbstständigen Lehrerstande emporgehoben haben, für dessen Emanzipation Sie Ihre schönste Lebenszeit verwandten, Kraft und zeitliche Vortheile und Alles aufopferten, wornach sonstige Menschen so eifrig streben, Sie müssen wir lieben und achten, und wenn nochmals 40,000 mit gekrönten Helmen und Bischofsmützen drohend vor uns ständen und uns zwingen wollten, Sie mit allem dem Großen und Guten, das Sie dem Kanton Zürich im Schulwesen leisteten, zu verleugnen: wir könnten es nicht, und werden es nimmer thun.

Sie fragen vielleicht, v. Hr. D.! welches der Zweck unserer Reise sei? was die Lehrerschaft des Kantons Zürich so in Bewegung setze? was wir von Ihnen wollen? warum wir Sie in Ihrer Einsamkeit stören? Gedenken wir jener Zeit, als das Volksschulwesen im Kanton Zürich noch darniederlag, der Schuldienst mit demjenigen eines Pfarrknechtes aus Staatsrücksichten legal verbunden war: wie bildeten Sie damals einen festen und unerschütterlichen Mittelpunkt, der die Feinde der Aufklärung in Schrecken versetzte! Dem bereinigten ältern und jüngern Lehrerstande haben Sie die Augen geöffnet. Ihnen haben wir, nebst den argen Mißbräuchen der Pfaffen- und Aristokratengewalt, zu verdanken, daß wir uns aus den Fesseln zu befreien suchten. Acht Jahre schon haben Sie für uns, Ihre Zöglinge, die Sie aussandten, eine geistige und sittliche Generation heranzubilden, mit

den Waffen des Geistes siegreich gekämpft. Ach! nun kam der unheilschwangere Sturm, der die schönen Saaten zu zerknicken drohte. Auf den Urheber der neuen Schöpfungen war es abgesehen, ihm war unauslöschlicher Haß geschworen! Fort mit ihm, rief die Pöbelmasse! Fort muß der Schulpabst, widerhallte es in heiligen Hallen aus dem Munde ehemaliger Schulpäbstlein!

Ihnen wurde, v. Hr. D.! unter dieser todenden Menge unheimlich, und Sie verließen für einige Zeit Ihren Wirkungskreis, um hier im freisinnigen Thurgau der für Sie so nothwendigen Ruhe zu genießen. Aber unsere Brust wurde mit Bangigkeit erfüllt, denn es erscholl von Mund zu Mund: die Lehrer des Kantons Zürich verlieren ihren Vater und Führer. Dieß ist es eben, was uns, gleich dem Alp, auf der Brust drückt, was uns mit Kummer und Sorgen erfüllt, und darum wallfahrten wir zum Schulpabst, zum Papa, oder auf deutsch: zum Vater des zürcherischen Lehrerstandes, um von Ihnen Absolution zu erhalten, d. h. Befreiung von unsern bangen Besorgnissen, Kraft und Muth, um Ihr schönes Werk zu fördern und zu vollenden. Das ist der Zweck unserer Wallfahrt zu Ihnen, theuerster Herr Direktor! Und Sie werden, wenn wir Abschied von Ihnen nehmen, uns nicht muthlos nach Hause zurückkehren lassen, Sie werden Ihren Sie liebenden Zöglingen und den Sie hochschätzenden Lehrern die tröstliche Hoffnung zusichern, daß Sie bald wieder bleibend in unsere Mitte zurückkehren werden.

Nro. 8.

Verehrtester Herr Scherr!

Die Vorweiser dieses, 3 Schulkandidaten aus dem Thurgau, wünschen Ihr Seminar zu besuchen. Darf ich Sie bitten, dieselben in soweit damit bekannt zu machen, als es in so kurzer Zeit möglich ist, ihnen erlauben, einigen Unterrichtsstunden beizuwohnen.

Diese Männer haben den hiesigen dießjährigen Fortbildungskursus besucht, und gehen nun wieder in ihre Heimath zurück. Vielleicht treten einige in das nun bald zu eröffnende Thurgauer Seminar, und setzen da ihre Ausbildung weiter fort. Bald hoffe ich ihnen nachfolgen zu können.

Kann ich's bei meiner Reise durch Zürich möglich machen, einen Seitensprung nach Küsnach zu thun, so werde ich's nicht sparen, doch wird es schwer halten, weil ich meine Familie bei mir habe.

Ich hoffe Sie aber von Kreuzlingen aus öfters besuchen zu können, so wie ich Sie jetzt schon einlade, das Gleiche gegen mich zu thun.

Nochmals empfehle ich Ihnen die 3 Thurgauer, erlauben Sie ihnen, Allem, was in so kurzer Zeit zu sehen und zu hören

ist, beiwohnen zu dürfen. Sie verpflichten dadurch nicht wenig Ihren dankbaren und ergebensten

Hofwil, den 21. September 1833.

Freund und Mitarbeiter
J. Jakob Wehrli.

Eile.

Nro. 9.

Herrn J. Th. Scherr an der Hochstraße.

Der Erziehungsrath des Kantons Zürich, in Betracht,

1) Daß die Wirksamkeit des Herrn J. Th. Scherr als Direktor des Schullehrerseminars in Küsnach sich in entschiedenem Widerspruche mit der öffentlichen Meinung und mit den Ansichten der großen Mehrheit des zürcherischen Volks befindet;
2) Daß demgemäß das Wohl dieser öffentlichen Anstalt die Fortsetzung des Unterrichtes, so wie die *Leitung des Seminars* durch den bisherigen Lehrer, Herrn Scherr, nicht gestattet;
3) Daß eine Revision des Gesetzes über das Schullehrerseminar bevorstehe;
4) Daß der §. 13 b. der Geschäftsordnung für den Erziehungsrath vom 28. Herbstmonat 1831 hier seine Anwendung findet;

beschließt:

1) Herr Scherr wird bis zu definitiver Festsetzung der Verhältnisse des Schullehrerseminars durch den großen Rath seiner Verrichtungen als Seminardirektor enthoben, und dieselben einem Stellvertreter übertragen.
2) Diesem wird die amtliche Wohnung des Direktors, so wie die dem Letztern für die Besorgung der Lokalität geordnete Entschädigung von 400 Franken überlassen.
3) Werden dem Stellvertreter von der Besoldung des bisherigen Direktors für das Jahr 1000 Franken berechnet und angewiesen.
4) Gegenwärtiger Beschluß soll seine Gültigkeit vom 1. Wintermonat dieses Jahres an erhalten, und wird der Aufsichtsbehörde des Seminars für sich und zu Handen des Herrn Scherr und dem Finanzrath durch Zuschrift mitgetheilt.

Zürich, den 23. Weinmonat 1839.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
J. H. Egli.

Nro. 10. a.

Der Erziehungsrath des Kantons Zürich an den Hrn. Seminardirektor Scherr in Küsnach. — In Betrachtung, daß die erfreulichen Ergebnisse der am 3., 4. und 5. Herbstmonat d. J. vor einer Kommission des Erziehungsrathes im Seminar zu Küsnach stattgefundenen Prüfung der Lehrer und Schulkandidaten, welche den dreimonatlichen Ergänzungskurs dieses Sommers benutzt haben, größtentheils aus der Geschicklichkeit, dem Eifer und der Ausdauer des Hrn. Seminardirektors Scherr hervorgegangen sind, wird demselben die Zufriedenheit und der Dank des Erziehungsrathes bezeugt.

Actum Zürich, den 7. Herbstmonat 1833.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
Egli.

Nro. 10. b.

Der Erziehungsrath des Kantons Zürich mit Bezugnahme auf den Jahresbericht der Aufsichtsbehörde des Schullehrerseminars über die Leistungen dieses Instituts im Schuljahr 18³³/₃₄ beschließt: dem Hrn. Seminardirektor Scherr sei das Wohlgefallen des Erziehungsrathes mit seinen außerordentlichen Leistungen während der beiden Ergänzungskurse im Sommer 1833 bezeugt.

Actum Zürich, den 10. Jänner 1834.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
Egli.

Nro. 10. c.

Der Jahresbericht der Aufsichtsbehörde des Schullehrerseminars über die Leistungen dieses Instituts im Schuljahr 1834 — 1835, so wie der Lektionsplan für das Sommersemester 1835 werden vorgelegt, und nach Anhörung derselben beschlossen:

1) Es soll dem Hrn. Seminardirektor Scherr und zu Handen der übrigen Lehrer des Seminars die Zufriedenheit des Erziehungsrathes für ihre Leistungen im Schuljahre 1834 — 1835 *) bezeugt werden rc. rc. rc.

Actum Zürich, den 20. Brachmonat 1835.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
J. H. Egli.

---

*) Hinsichtlich 36 — 37 vergleiche man die Zuschrift des Erziehungsrathes und großen Rathes, 3. Heft.

Nro. 10. d.

Auszug aus dem Jahresberichte der Aufsichtsbehörde des Seminars von $18^{37}/_{38}$, betreffend die Leistungen des Direktors.

Als Lehrer leistet Herr Scherr durch die Gründlichkeit der Behandlung seiner Unterrichtsfächer, der deutschen Sprache und der Pädagogik, und durch den sichern methodischen Gang, den er dabei inne hält, Ausgezeichnetes. So gegeben, ist der formale Nutzen des Unterrichts in der deutschen Sprache gewiß sehr bedeutend, da die Denkkraft auf eine mächtige Weise angeregt und geübt wird. Aber auch der praktische Nutzen ist unverkennbar, und zeigt sich in bestimmten und klaren Definitionen und in schriftlichen Aufsätzen durch logische Anordnung und gute Auswahl des Ausdruckes. Viele Zöglinge, die kaum einen Satz richtig schreiben konnten, haben es in einem Jahre dazu gebracht, daß sie ziemlich korrekte Perioden und kleinere Aufsätze verfertigen konnten. In der für den Unterricht in der Pädagogik von demselben bearbeiteten Seelenlehre haben die Zöglinge eine Anleitung erhalten, in welcher die Grundsätze der Erziehung im Allgemeinen und eines psychologisch richtigen Verfahrens beim Unterrichte kurz, klar und faßlich dargelegt sind.

Als Direktor der Anstalt hatte derselbe unstreitig im Laufe dieses Unterrichtsjahres mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Daß im Uebrigen der Direktor Alles that, was von seiner Seite gethan werden konnte, um die Anstalt in fortdauernd gedeihlichem, blühendem Zustande zu erhalten, und welche bedeutende Verdienste er um dieselbe erworben hat, das bedarf wol nicht des besondern Zeugnisses der Aufsichtsbehörde.

Daß vorstehender Auszug genau mit dem Protokoll der Aufsichtsbehörde des Seminars übereinstimme, bezeugt

Zürich, den 22. Hornung 1839.

J. H. Egli,
Sekretär des Erziehungsrathes.

Nro. 10. e.

Auszug aus dem Jahresbericht der Seminaraufsichtsbehörde $18^{38}/_{39}$.

Leistungen des Direktors.

Herr Scherr ist im Lehrfache ein anerkannter Meister; sein Unterricht zeichnet sich in hohem Grade durch Gründlichkeit, Bestimmtheit, Folgerichtigkeit, Zweckmäßigkeit und Interesse aus.

Als Lehrer der Pädagogik und der deutschen Sprache erweiterte er den Kreis des Unterrichtes namentlich durch einen regelmäßigen Kurs mit eigener Stoffsammlung in der deutschen poetischen Literatur, durch Einführung realistischer und poetischer Sprachübungen in der ersten Klasse, und durch wissenschaftliche Behandlung der Poetik in der dritten Klasse. Im Gebiete der Pädagogik erhielt die zweite Klasse eine genaue Einsicht in den Plan und die Bedeutung der obligatorischen Lehrmittel der Volksschule, als praktische Richtung, zugleich aber auch zusammenhängende Mittheilungen über das Theoretische der Erziehungswissenschaft. Die dritte Klasse beschäftigte sich in dieser Hinsicht namentlich mit Seelenlehre und der Geschichte des Erziehungswesens, und erhielt spezielle Erläuterungen über den Stufengang bei schriftlichen Aufsätzen. Das Gebiet der Pädagogik wird in den folgenden Kursen mit desto mehr Sicherheit und Vollständigkeit bearbeitet werden können, da nunmehr die gesammelten Lehren und Vorschriften in einem gedruckten Werke den Zöglingen in die Hände gegeben werden können. Ebenso anerkennt die Aufsichtsbehörde die unbestreitbaren Verdienste, welche Herr Scherr als Direktor um die Anstalt hat. Aus mehreren Stellen dieses Berichtes geht hervor, daß unter seiner Mitwirkung der Unterricht in verschiedenen Fächern eine dem Zwecke des Institutes angemessenere Richtung erhielt, daß er sich keine Zeit reuen ließ, da, wo es nöthig war, häufige und fortgesetzte Inspektionen vorzunehmen, daß er die Lehrer bei Beschwerden über Zöglinge möglichst unterstützte, daß er auch auf den Charakter derselben bessernd einzuwirken suchte. Sichtbar ist die Achtung und Liebe, welche die Seminaristen für seine Person hegen.

Für gleichlautende Abschrift

Zürich, den 30. September 1839.

Der Sekretär der Aufsichtsbehörde:
J. H. Egli.

Nro. 11.

Herr Seminardirektor Scherr, in Anbetracht der politischen Lage des Kantons Zürich, welche demselben die längere Bekleidung der Seminardirektor-Stelle unmöglich mache, gibt dem Herrn E. S. zu Handen des Staats seine Demission ohne weitere Ansprüche auf Entschädigung ein, insofern zuvor der Regierungsrath des Kantons Zürich den zwischen beiden Contrahenten geschlossenen Verkauf des dem Herrn Scherr gehörigen in Küsnach gelegenen Hauses um die Summe von Franken förmlich ratificirt.

Nro. 12.

Das Schulkapitel Hinweil an den hohen Großen Rath des Kantons Zürich. Hochgeachteter Herr Präsident! Hochgeachtete Herrn Kantonsräthe! Tief betrübt waren die Lehrer im Bezirke Hinweil, als sie vernahmen, daß Herr Seminardirektor Scherr seiner Verrichtungen als Seminardirektor einstweilen enthoben sei: aber noch mußten die Gründe für ihre Besorgnisse sich vermehren durch die Uebergangsbestimmungen in dem Entwurfe eines neuen Seminargesetzes. — Welch' große, ausgezeichnete Verdienste Herr Seminardirektor Scherr um unser Volksschulwesen sich erworben, ist allgemein bekannt, und wir hielten es für überflüssig, solche im Einzelnen noch nachweisen zu wollen. — Mit rastloser Thätigkeit arbeitete und wirkte er als Mitglied des abgetretenen hohen Erziehungsrathes und als Seminardirektor für die Hebung der früher sehr vernachlässigten zürcherischen Volksschule, und den schönsten Lohn fand er stets in dem glücklichen Erfolge seines Wirkens. — Wenn wir uns in Gedanken in die Jahre zurückversetzen, wo wir des klaren und bildenden, Geist und Gemüth veredelnden Unterrichtes des Herrn Seminardirektor Scherr zu genießen das Glück hatten, wobei wir seine tiefen pädagogischen Kenntnisse bewundern mußten; wenn wir uns erinnern, wie mit wunderbarer Kraft er in seinen Zöglingen die Flamme der Begeisterung anzufachen und zu beleben wußte für einen Beruf, welcher nichts weniger als glänzende Aussichten zeigt; wenn wir ihn, den großen Lehrer, uns vergegenwärtigen, dessen Benehmen in Wort und Beispiel einen entschiedenen Einfluß auf einen festen, sittlichen Charakter bei den meisten seiner Zöglinge auszuüben vermochte, dessen ganzes Wesen und Wirken Hochachtung, inniges Vertrauen und eine solche Liebe und Anhänglichkeit erzeugte, welche ihm unter allen Umständen bleiben wird: so lebt frisch in uns die Ueberzeugung auf, daß Herr Seminardirektor Scherr durch keinen andern Mann zu ersetzen wäre. — Dieses und der Dank, den wir Ihm, als ehemalige Zöglinge und als Bürger des Kantons Zürich in hohem Grade schuldig sind, fordern uns dazu auf, mit der ehrerbietigen Bitte an Sie zu gelangen, daß Sie Herrn Seminardirektor Scherr ferner an seiner Stelle als Direktor des Seminars beibehalten mögen! — Wenn der einstimmige Wunsch eines Schulkapitels auf Ihre zu fassenden Beschlüsse etwelchen Einfluß haben kann, so gewähren Sie eine Bitte, von deren Erfüllung ein ferneres glückliches Gedeihen der Volksschulen bedingt sein wird! Adetschweil, den 1. Febr. 1840. Hochachtungsvoll: Im Namen des Schulkapitels Hinweil der Präsident: Meier. Der Aktuar: H. Rüegg.

Schlußwort.

Der Druck dieser Hefte hätte schon zur Mitte Mai beendigt sein sollen; unvorhergesehene Hindernisse traten dem Verleger in den Weg. Ueber die weitere Entwickelung meiner Angelegenheit bemerke ich noch, daß ich bis auf diesen Tag kein gerichtliches Urtheil erlangen konnte, obgleich die Akten beinahe ein halbes Jahr vor der ersten Instanz liegen; Viele glauben, daß meine Sache für die jetzige Regimentsperiode kaum mehr einige Rücksicht erhalte, und meine Ansprüche abgelehnt werden; für das zweite Quartal dieses Jahres habe ich auch die Quote jenes Dritttheils meines Einkommen nicht mehr erhalten. Ob ich irgend Schutz gegen solche Gewalt finde, weiß ich selber nicht, und ich bin gefaßt, den bittern Kelch der Unterdrückung und der Verleumdung bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Eine andere Beurtheilung hoffe ich von der Zeit, da die politischen Leidenschaften abgekühlt sind, und Wahrheit und Recht wiederum Stimme haben.

Meine rachsüchtigen Gegner fahren indessen auch nach meiner Entfernung vom Amte fort, mich vor der Welt herabzuwürdigen, zu verdächtigen und zu verleumden, und weil man in der Schweiz der Sache einigermaßen satt ist, so haben sie sich jetzt ihren Tummelplatz in auswärtigen Blättern, so auch in der allgemeinen Schulzeitung von Darmstadt aus-

gewählt. *) Da ich am Bodensee kein geeignetes Lokal fand, und mehrere redliche Freunde mich zur Rückkehr in den Kanton Zürich ermunterten, so ließ ich mich im Mai bei Winterthur nieder, und eröffnete eine kleine Lehranstalt für Taubstumme, und einzelne Jünglinge, die sich, unter Berücksichtigung individueller Bedürfnisse, auf höhere wissenschaftliche Studien vorbereiten wollen. Schon mein erster Tag des Wiedereintritts brachte Zeugniß von der unermüdlichen Verfolgungssucht. Der Sängerverein der Stadt Winterthur hatte mich mit Gesang, Fackelzug und Rede begrüßt; die Blätter der sogenannten konservativen Partei berichteten, es sei mir eine Katzenmusik gebracht worden; ebendieselben Blätter suchten meine neue Wirksamkeit, obgleich nur im Bereich der Privatunternehmungen, dadurch zu lähmen, daß sie die alten *schändlichen* Verleumdungen in moralischer und religiöser Beziehung aufwärmten, und anderseits den Leuten vormachten, meine Lehranstalt sei nur für „Blödsinnige" bestimmt.

Reklamationen über den Inhalt der ersten III**) Hefte sind mir bis jetzt keine zugekommen. Bemerken muß ich, daß es ganz irrthümlich wäre, wenn man aus Dem, was im III. Hefte von Rektor Federer in St. Gallen gesprochen wird, den Schluß zöge, als ob dieser Mann jemals auf Seite mei-

*) Es ist mir unbegreiflich, wie die Redaktion dieses Blattes sich zu schweizerischen Parteihändeln hergeben mag.

**) Hinsichtlich des IV. Heftes ist zu bemerken, daß ich von den Septembertagen nicht Augenzeuge war, sondern hier nach Berichten und öffentlichen Schriften glaubwürdiger Personen schreibe. Zum I. Heft IX. Abschnitt: daß Hr. Gujer zuerst gesprochen; VI. Abschnitt I. Weckesser; III. Heft S. 56: Winter $18^{38}/_{39}$.

ner Gegner gestanden; im Gegentheil, er zeigte sich auch in Sturm und Unglück als mein wahrer Freund.

Selbst die Blätter meiner Gegner wußten nicht viel an dem Inhalt der III Hefte auszusetzen. Einige wiederholten den Vorwurf von Selbstlob und Ruhmsucht. Hierüber spreche ich mich nochmals dahin aus, daß ich es für heilige Pflicht gegen mich selbst, gegen meine Kinder und meine greisen Eltern gehalten, Alles das mitzutheilen, was ich mitgetheilt habe. Nein! wo es sich um das Höchste im Leben handelt, da muß man den niederträchtigsten und hartnäckigsten Verfolgungen alle Kraft und Macht der Wahrheit entgegensetzen. Meine Kinder sollen, insofern ich sie früher oder später verlassen müßte, eine Waffe gegen meine Feinde in den Händen haben; es ist dieß ihr wichtigstes Erbgut. Hier kann es sich nur darum handeln: sind die Dokumente, welche ich zu meiner Rechtfertigung bekannt machte, wahr oder falsch; sind die Angaben, in denen ich mich auf hunderte noch lebender Zeugen berufe, richtig oder unrichtig. Man wird vielleicht meine Kinder nach meinem Tode noch fragen: Warum ist euer Vater vom Volke verflucht, von den Behörden aus seinem Amte vertrieben, und ihm sein Einkommen entzogen worden? — Sie sollen nicht mit stummem Schmerz den Spott und Vorwurf hinnehmen müssen, sondern mit freiem Sinn auf die Laufbahn ihres Vaters hinweisen können.

Sonnenberg bei Winterthur, im Juli 1840.

J. Th. Scherr.